

ZEUGEN AUS ISRAEL



הִנֵּה אֲנֹכִי וְהַיְלָדִים אֲשֶׁר נִתְּנָה לִי יְהוָה
לְאֵתוֹת וּלְמוֹפְתִים בְּיִשְׂרָאֵל מֵעַם יְהוָה צְבָאוֹת

ישעיה ח יח



ZEUGEN AUS ISRAEL

Von
Fritz Majer-Leonhard

שְׁנֵי עֵדִים אֹדוּ עַל־פִּי שְׁלֹשָׁה־עֵדִים יָקוּם דְבָר
דְּבָרִים שְׁפָטִים יֵט טו

**DURCH ZWEIER ODER DREIER ZEUGEN MUND
SOLL EINE SACHE BESTÄTIGT WERDEN.**

5.Mose 19,15; Matthäus 18,16

Titelbild: "SYMBOLE DES MESSIAS",
von Peter Eliastam.
© Copyright

Der hebräische Text unter dem Titelbild heißt übersetzt:

„SIEHE, ICH UND DIE KINDER,
DIE DER HERR MIR GEGEBEN HAT,
WIR SIND ZU ZEICHEN UND ZU WUNDERN IN ISRAEL
VOM HERRN DER HEERSCHAREN.“

Jes. 8,18; Hebr. 2.13

Vorliegende Schrift ist eine Zusammenfassung einzelner Lebensbilder von Judenchristen, die Pfarrer Majer-Leonhard s.A., der Geschäftsführer des deutschen Zweiges der »Internationalen Judenchristlichen Allianz«, veröffentlicht hat. In dieser Ausgabe wurden sie geringfügig gekürzt und im Satzbau überarbeitet.

DER VERFASSER

Fritz Majer-Leonhard war von 1947-1964 Pfarrer in Stuttgart-Feuerbach und von 1968-80 Pfarrer der Lutherhaus-Gemeinde in Stuttgart. Er starb am 6. August 1995 im Alter von 80 Jahren.

Von 1945 bis Mitte 1994 leitete er die »HILFSTELLE FÜR RASSENVERFOLGTE« der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. Sie war auf Bitte der Stuttgarter Jüdischen Gemeinde eingerichtet worden.

Majer-Leonhard hatte selbst unter der Nazidiktatur gelitten, weil seine Mutter Jüdin war. Ein halbes Jahr war er im Zwangsarbeitslager Wolfenbüttel. Als er im April 1945 Vikar in Stuttgart-Feuerbach wurde, übernahm er noch im selben Jahr nebenamtlich die Hilfsstelle, eine Anlaufstelle für evangelische Christen jüdischer Herkunft, die aus der 1938 gegründeten »BERATUNGSSTELLE FÜR NICHTARISCHE CHRISTEN« entstanden war. Majer-Leonhard kümmerte sich um Verfolgte des Naziregimes, zunächst Juden, später auch Sinti und Roma. Er half bei der Suche nach Familienangehörigen, verteilte Lebensmittel und Kleidung, gab Ratschläge zur Auswanderung.

Durch seine Bemühung wurden KZ-Gräber ähnlich wie Kriegsgräber unter Schutz gestellt, auch verstand er sich als »Brandwächter« gegen Geschichts-Verfälschungen, rassistische und antijüdische Veröffentlichungen.

Der Suchdienst für Verfolgten-Schicksale dauerte über seine gesamte Zeit bei der Hilfsstelle an. Er arbeitete an der Dokumentation von Schicksalen deutscher Judenchristen im Dritten Reich. Mehr als 30 Jahre war er Vorstandsmitglied der »GESELLSCHAFT FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT«, jahrelang auch ehrenamtlicher Geschäftsführer der »Internationalen Judenchristlichen Allianz« (deutscher Zweig). Für seine unermüdlichen Bemühungen erhielt er das BUNDESVERDIENSTKREUZ und die OTTO-HIRSCH-MEDAILLE der Landeshauptstadt Stuttgart.

(Aus dem Stuttgarter Gemeindeblatt 1995)

INHALT

	Seite
1. ISAAK DA COSTA.....	5
2. DR. CAPADOSE.....	11
3. MUTTER JOLBERG.....	17
4. JECHIEL LICHTENSTEIN.....	28
5. DR. AARON SAPHIR.....	31
6. PROF. NEANDER.....	35
7. WERNER SYLTEN.....	40
8. FRIEDRICH WEISSLER.....	46
9. PETER R. SMOLJAR.....	52
10. W. GAMPER.....	54
11. R. HERSHELL.....	57
12. KARL MORJE.....	59
13. J. HAUSMEISTER.....	62
14. CHAJIM JEDIDJA POLLAK.....	65
15. DR. FRITZ L. SACKI.....	69
16. DR. KALKAR.....	71
17. DR. FROMMANN.....	74
18. I. FEINSTEIN.....	76
19. JOSEPH ZALMAN.....	79
20. JOHANNES ROTTENBERG.....	82
21. SIR LEVINSON.....	85
22. J. KUTTNER.....	88
23. S. CASSEL.....	91
24. C. CASPARI.....	93
25. JOSEPH RABINOWITZ.....	97
26. FRIEDRICH ADOLF PHILIPPI.....	100
27. ELSE LESZYNSKI.....	103

ISAAK DA COSTA (1798-1860)

Er war ein Großer in Israel! Iszaak da Costa ist ein Abkömmling der Marranen. Diese waren Juden, die in Spanien und Portugal zum Schein das Christentum angenommen hatten, im Geheimen aber Juden blieben. Ende des 16. Jahrhunderts wanderten sie aus und bekannten sich in Holland und wo sie hinkamen wieder zum Judentum.

Isaak da Costa wurde am 14. Januar 1798 in Amsterdam geboren. Sein Vater, Daniel da Costa, war ein wohlhabender Kaufmann und seine Mutter, Rebekka Ricardo, stammte aus einer angesehenen Familie. Beide Eltern führten ein sehr zurückgezogenes Leben. Die Mutter hielt an der rabbinischen Orthodoxie fest, von deren Äußerlichkeit der Sohn sich nicht angezogen fühlte.

Die Neigung der Eltern, sich von andern fernzuhalten, übertrug sich auf den Sohn. In seiner Abgeschlossenheit führte er schon früh ein reges geistiges Leben. Hochbegabt fiel ihm das Lernen leicht. Mit 11 Jahren trug er in einer öffentlichen Prüfung ein selbstgemachtes lateinisches Gedicht vor, mit 15 Jahren kam er in die hohe Schule des Athenaeums und als 16-jähriger feierte er in einem Gedicht die Befreiung Hollands von Napoleon.

Doch mit der geistigen Ausbildung hielt die leibliche nicht Schritt, er kränkelte von Jugend an. Dafür lebte er intensiv in der Welt des Geistes und der Phantasie, von der des Glaubens aber war er wenig berührt. Da hörte er ganz unerwartet eine Vorlesung des Prof. van Lennep über »Die Bedeutung Israels«. Diesen Gedanken verfolgte er mit Feuereifer. Doch es brachte ihm keinen Gewinn, sondern machte ihn nur stolz und weckte in ihm tausend Zweifel an den Fragen des Glaubens. So schuf er sich eine eigene Religion, die aus einer Mischung von allen

möglichen Gedanken und Vorstellungen bestand. Eins hielt er allerdings fest, nämlich den Vorzug seines jüdischen Volkes vor allen andern Völkern.

Durch Prof. van Lennep kam er zu neuen Erkenntnissen. In einer Vorlesung wies der Gelehrte die Erhabenheit der biblischen Schöpfungslehre über alle anderen nach und veranlasste damit den jungen Studenten, die Bibel zu lesen. Die Wahrheit beeindruckte ihn zutiefst, aber er sträubte sich und widerstand ihr. Aus allem gewann er schließlich neue Nahrung für seinen jüdischen Stolz. Ruhe fand er nicht.

Trotz seines Widerstrebens kam er wieder einen Schritt weiter. Der poetisch veranlagte junge Mann wurde durch den berühmten Dichter Bilderdijk sehr beeindruckt.

Bilderdijk war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch überzeugter Christ. Durch ihn sah da Costa Jesus Christus in den Mittelpunkt alles Menschen- und Völkergeschehens gestellt. Das beeindruckte ihn um so mehr, weil Bilderdijk ein ausgesprochener Freund der Juden war und als Folge der Bekehrung der Juden zu Christus die größten Segnungen für die ganze Welt verkündigte.

So kam es 1813 zu einer persönlichen Begegnung zwischen da Costa und Bilderdijk. Nach dem ersten Zusammensein äußerte sich der Gelehrte zu seiner Frau über den jungen Mann: „Aus dem wird etwas sehr Großes werden.“ Bei einem seiner Besuche legte Bilderdijk seine Hände segnend auf da Costa. Das ging ihm durchs Herz. Von diesem Zeitpunkt an stand er ihm wie ein Sohn seinem Vater gegenüber, so dass er ihm seine innersten Regungen offenbaren konnte. Bald kam er auch in Kontakt mit Bilderdijks Freundeskreis, von denen einige später große Bedeutung gewannen. Zu ihnen gehörte auch da Costas jüdischer Vetter Capadose.

Schon bald richteten sich manche Augen auf den jungen Mann. Seine Dichtungen fanden viele Bewunderer und seine Schriften reiche Anerkennung. Das versetzte ihn in einen gewissen Rausch, so dass er nicht zur Besinnung über sich selbst kam.

Eine geheime Unruhe, die sich nicht stillen lassen wollte, blieb in ihm. Da trat eine Verwandte in seinen Weg, Hannah Belmonte. Sie war eine durch Schönheit und reiches Geistesleben ausgezeichnete junge Dame. Er fühlte sich von ihr angezogen und bat 1820 um ihre Hand. Die Eltern gaben ihre Zustimmung; denn ihre Tochter empfand aufrichtige Liebe für den jungen Mann. Sie bestimmten aber, dass die Verlobung erst nach seinem Examen stattfinden sollte.

Trotz aller Freude seiner Verlobungszeit kamen die quälenden Fragen im Innern da Costas nicht zur Ruhe. Er suchte deshalb Hilfe in schriftstellerischer Arbeit und wollte eine Geschichte der Juden in Spanien und Portugal schreiben. Dabei kam ihm bei den Vorstudien seines Geschichtswerks das Buch eines spanischen Juden, Don Juan Heideck, in die Hände »Eine Verteidigung der christlichen Religion«. Beim Lesen wurde ihm klar, dass die alte Religion Israels und die christliche eng zusammenhängen.

Als er sich hierüber aussprach, wurde diese Erkenntnis noch vertieft. Aber das brachte ihn der Wahrheit nicht näher. Im Gegenteil, »DER MANN DER SCHMERZEN«, »DER SÜNDER-HEILAND«, der leiden und sterben musste, stieß ihn ab. Er wollte nur einen Messias voll Macht und königlicher Hoheit anerkennen.

Dieses Widerstreben seines Herzens brachte ihm keinen Frieden. Er war in Gefahr zu verzweifeln und erwog, sich das Leben zu nehmen. Da erschrak er über sich selbst und schrie angstvoll. „Mein Gott verlass mich nicht!“ Während er so betete, trat der Heiland Israels, wie ihn Jesaja 53 beschreibt, vor sein inneres Auge.

Diese Offenbarung berührte ihn zunächst nur gefühlsmäßig. Er hatte etwas von der Seligkeit der Gemeinschaft mit Jesus geschmeckt, aber sein Leben ihm noch nicht ausgeliefert. Bilderdijk, mit dem er darüber sprach, schrieb ihm später: „Werde ein Christ, mein Sohn!“ Dieses Wort ging ihm seitdem beständig nach. Bei nächster Gelegenheit teilte er es seinem Vetter Capadose mit. Dieser rief erschrocken: „Pass auf! Merkst Du nicht, dass man uns bekehren will?“ Dabei rannte er eiligst

aus dem Zimmer. Beide jungen Männer spürten es zutiefst, dass sie mit der Flucht vor dem Christsein nicht weiter kämen und auch keine Ruhe finden würden. So beschlossen sie, um zur Klarheit zu gelangen, miteinander das Neue Testament zu lesen. Dies taten sie mit großem Eifer.

In dieser Zeit (1821) fand die Hochzeit da Costas statt. In der ersten Zeit seiner Ehe schien es ihm, als ob sein Inneres zur Ruhe gekommen wäre. Aber weder die Gemeinschaft mit seiner Frau, noch gesteigerte schriftstellerische Arbeit und viel Anerkennung, brachten ihm dauernden Frieden.

Eines Tages beschloss er, mit seiner Frau darüber zu sprechen. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, dass auch sie sich schon Jahre lang mit den Fragen des Glaubens beschäftigt hatte. Sie war bereits zu der Erkenntnis gelangt, das Heil ihrer Seele nur bei Christus zu finden. So hatte er nun eine treue Gefährtin, die mit ihm den gleichen Weg gehen wollte. Sie hat es zeitlebens getan und er erzählte oft, wieviel sie ihm für sein inneres Leben bedeutet hat.

Doch fürchtete er sich vor einem letzten Entschluss. Scheinbar hielt ihn die Rücksicht auf seinen Vater von der Taufe zurück. Als der aber 1822 starb, wurde es auch nicht anders. Was hinderte ihn also? An Erkenntnis lag es nicht; denn er wusste klar, dass in Christus die Wahrheit zu finden war. Das Hindernis war vielmehr sein großer Stolz. War er nicht ein anständiger und frommer Mann, der geistvolle und viel bewunderte Dichter und Schriftsteller? Es widerstrebte ihm aufs äußerste, vor dem Gekreuzigten, wie der Schächer, das Urteil über sich selbst zu sprechen, sich vor Gott schuldig zu sehen und nichts als Vergebung, Gnade und Rettung am Holz des Fluches zu suchen. So verharrte er im bisherigen Zustand, doch nur, um sich innerlich weiter zu quälen.

Da griff Gott ein. Sein Vetter Capadose war wie er zur gleichen Erkenntnis gekommen. Als der aber die Stimme der Wahrheit in seinem Herzen hörte, gehorchte er ihr und bekannte sich offen zu Christus, obwohl er dafür von den Seinen verstoßen wurde. Als Capadose ihm das mitteilte, brach da Costa voll Scham über sich selbst zusammen. Er demütigte sich und

bekannte rückhaltlos seinen Stolz, durch den er so lange der Wahrheit widerstrebt hatte.

Zusammen mit seiner Frau und seinem Vetter ging er zu Pastor Egeling in Leysen. Alle drei nahmen bei ihm Unterricht und wurden am 20. Oktober 1822 getauft. Nach der Taufe bezeugte da Costa: „Heute bin ich glücklich und danke Gott von Herzen, dass er mich diesen Tag hat erleben lassen.“ Die qualvolle Zeit war vorbei. Jetzt hatte er bleibenden Frieden gefunden.

Von diesem Zeitpunkt an stand er in Holland in der vordersten Reihe der Kämpfer für Christus und sein Evangelium. Seit der Französischen Revolution herrschte auf allen Gebieten des Lebens Liberalität. Da veröffentlichte da Costa 1823 eine fast 100 Seiten starke Schrift: *»Anklagen gegen den Geist des Jahrhunderts«*. Sie enthüllte mit großer Klarheit die zerstörerische Wirkung des Zeitgeistes auf Volk und Land. Er forderte die Leser auf, Jesus Christus wieder in den Mittelpunkt zu stellen: In den Mittelpunkt des Einzelnen, der Wissenschaft, des Volkes, des Staates und der Kirche. Aus einem Dienst der Menschenverherrlichung sollte wieder ein Dienst zur Ehre Gottes werden.

Diese Schrift machte einen unglaublichen Eindruck. Sie hatte den ganzen Schaden der Zeit aufgedeckt und das alleinige Heilmittel gezeigt. »Die Kugel hatte getroffen«! Große Aufregung erfasste die Gemüter und wandte sich gegen den Störenfried. Führende Kreise waren gegen da Costa so empört, dass sie seine Anstellung an der Universität und im Staatsdienst verhinderten. Trotzdem hat diese Schrift ganze Scharen von Schläfern aufgeweckt. Da Costa ist es an erster Stelle zu danken, dass im öffentlichen Leben Hollands das Evangelium wieder eine Macht wurde.

Jetzt erkannte da Costa seinen göttlichen Auftrag, nämlich unter allem Volk – im geistigen, öffentlichen und religiösen Leben – Christus zu bezeugen. Das hat er unermüdlich getan. Mit ihm vereinigten sich viele der ausgezeichnetsten Männer Hollands. Auch in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz wurden viele Vorkämpfer der evangelischen Sache auf

ihn aufmerksam. Er rief vor allem das Volk seines Landes - aber auch seine "Brüder nach dem Fleisch", die Juden - zu Christus, der ihm selbst Heil und Frieden gebracht hatte.

Eine beachtliche Anzahl von Schriften geschichtlichen und theologischen Inhalts wurden von ihm veröffentlicht. Seine zahlreichen Dichtungen verschafften ihm den Ruhm des größten Dichters, den Holland im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Alle waren von e i n e m Geist getragen und wollten in verschiedenster literarischer Form Christus bezeugen.

Besonderen Einfluss hatte er durch seine Bibelstunden im eigenen Haus, die später im Druck erschienen. Vielen hat er damit den Zugang zur Bibel verschafft, sie lesen, lieben und studieren gelehrt. Seine Dichtungen und seine Vaterlandsliebe versöhnten sogar manche Gegner mit ihm. Als man ihm jedoch eine staatliche Auszeichnung geben wollte, lehnte er ab.

Sein holländischer Patriotismus erstickte in ihm aber nicht die Liebe zu seinem eigenen Volk. Vielmehr zeigte er den Christen Gottes Verheißungen für Israel, deren Erfüllung noch aussteht, und erweckte so das Verständnis für die Prophetie. Auch die Juden empfanden, dass er ihnen durch seinen christlichen Glauben nicht entfremdet war. Einer sagte: „Sie wollen die Christen israelitisch und die Israeliten christlich machen.“

Um Juden für Christus zu gewinnen wurde er 1846 Mitbegründer der »Niederländischen Vereinigung für Israel«. Die Hoffnung Israels war seine größte Freude. Wie schon erwähnt war da Costas Gesundheit ein Problem, er war nie ohne Schmerzen. Desto erstaunlicher war seine umfangreiche und stets wachsende Tätigkeit auf schriftstellerischem Gebiet, in die auch die missionarische Arbeit im In- und Ausland einbezogen war.

Zuletzt war er an ein langes Krankenlager gebunden. Seine Schmerzen waren so stark, dass sich selbst der Arzt wunderte, wie er sie ertragen konnte. Nun erwies es sich, dass Christus sein » E i n u n d A l l e s « war, und er als Jünger ihm still sein Kreuz nachtrug. Die Echtheit seines Christenglaubens wurde offenbar. Selbst seine erbittertesten Feinde verstummten. Sein Einfluss auf die Bevölkerung war so stark, dass es notwendig

wurde, täglich Berichte über seinen Gesundheitszustand herauszugeben. Viele traten an das Krankenlager, und nicht wenige erhielten da einen Eindruck fürs Leben. Etwas Erfreulicheres als sein Kranken- und Sterbelager hat es selten gegeben. Mit den Worten: „Es ist eine Ruhe vorhanden dem Volk Gottes“ entschlief er am 28. April 1860 in den Armen seines Freundes Capadose.

So konnte man bis zum letzten Augenblick an diesem Sohn Israels sehen, was Jesus Christus zu tun vermag: Ehe da Costa sein Jünger wurde, blieb er trotz aller Gaben und Leistungen ein innerlich zerrissener Mensch, der keine wahre Frucht brachte. Nachdem er sich aber Christus ergeben hatte, wurde alles neu. Seine vielfachen Begabungen kamen jetzt zur vollen Entfaltung: Sein Eifer, sein Mut und seine innere Kraft erreichten eine bisher unbekannte Höhe. Überall verbreiteten seine Ansprachen und sein Wirken Segen. Der ganze Reichtum seiner jüdischen Natur wurde in neuer Weise fruchtbar; denn er lebte nicht mehr selber, sondern – wie beim Apostel Paulus – drängte ihn die Liebe Jesu Christi. Er wollte möglichst viele zum Erlöser und Retter Jesus Christus führen; denn er war für ihn »Der Erste und Letzte« geworden.

Aus »Zeugen aus Israel«
- von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

DR. CAPADOSE (1795-1874)

Von Geburt bin ich ein portugiesischer Israelit. Doch war ich weit davon entfernt, eifrig zu sein in der Religion meiner Väter. Meine Erziehung war rein sittlich. Man hatte mir Abscheu vor dem Schlechten anezogen und das zu lieben gelehrt, was man unter den Menschen Anstand nennt. Schon früh zog mich die Literatur und Wissenschaft an. Ich führte ein weltliches Leben und schätzte ihre Freuden, fand aber noch mehr Lust und Befriedigung in meinen Studien. Bald lernte ich Voltaire und Rousseau kennen, aber die furchtbaren Konsequenzen ihrer Systeme schützten mich vor ihrem verderblichen Einfluss.

Meine Eltern bestimmten mich für den ärztlichen Beruf. So fühlte ich mich verpflichtet, mir die erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Ich hatte einen reichen Onkel, der einer der ersten Ärzte Hollands war. Er adoptierte mich als Sohn und Erben. Durch ihn wurde ich in einen Kreis sehr feiner Menschen eingeführt, die sich zum Christentum bekannten, ohne aber dessen innere Wahrheit erkannt zu haben.

In meiner Verwandtschaft hatte mich Gott einen Freund finden lassen, Isaak da Costa. Wir beide waren Juden und kannten uns von Jugend auf, hatten gleiche Anschauungen und den gleichen Freundeskreis. Auf der Akademie von Leyden sammelte damals Prof. Bilderdijk, ein Philosoph, Gelehrter und echter Jünger Christi, einige Studenten um sich. Zu diesem Kreis gehörten auch mein Freund und ich. Der Professor hatte auf mich einen großen Einfluss. Meine Unterredungen mit ihm trugen dazu bei, dass ich mich nun auch mit ernsteren Dingen befasste.

Schon in meinem neunten Lebensjahr hatte ich ein Verlangen nach Gebet. Darum ließ ich mir von meinen Eltern ein Gebetsbuch (in französischer und holländischer Sprache) schenken. Aber das war eigentlich noch keine richtige Religion. Das Buch schloss mit den Worten: „Herr, ich warte auf Dein Heil!“ Der große Gott schenkte mir erst in reiferen Jahren, um was ich Ihn schon als Kind gebeten hatte.

Der Synagogen-Gottesdienst sprach mich nicht an. Im Gegenteil, der Mangel an Ehrfurcht und Andacht, der Lärm und die unharmonischen Gesänge, der Gebrauch einer Sprache, die die meisten gar nicht verstanden – das alles war mir zuwider. Schließlich ging ich überhaupt nicht mehr hin.

Auch im modernen Judentum fanden mein Freund und ich nicht das, was wir suchten. So kam das Jahr 1818. Ich verließ die Akademie und kehrte nach Amsterdam zurück, um dort im Haus meines Onkels unter seiner Leitung als Arzt zu wirken.

Während ich von Tag zu Tag mehr zu tun bekam und ein angenehmes Leben führte, war ich doch nicht glücklich. Meine Lebensweise gefiel mir nicht. Ich suchte die Wahrheit und einen festen Grund. Doch merkte ich, das selbst die bedeutendsten

Ärzte ihre Kunst auf 's Geratewohl ausübten. Ihre Arbeit glich jeweils mehr einem Versuch, als einer Wissenschaft. Mein Onkel wünschte, dass ich nach der Tagesarbeit meine Abende ihm widmete. So blieb mir nur die Nacht zum Studium. Aber auch in den nächtlichen Arbeiten fand ich keine Ruhe – immer dieselbe schreckliche Leere. Ohne es zu wissen, befand ich mich unter der Last und dem Fluch der Sünde.

Als ich dann eines Tages meinen Freund da Costa besuchte, las er mir einen Brief von Prof. Bilderdijk vor. Derselbe schloss mit den Worten: „Werde Christ, mein Sohn! das wäre mir die größte Freude!“ Bei diesen Worten wurde ich richtig zornig: „Nimm dich in acht“, rief ich. „Er will uns verführen!“ Ich brach schnell auf und verließ ihn.

Aber der Stachel war in meinem Herzen zurückgeblieben. Es schmerzte mich, dass mein Freund nicht vom gleichen Unwillen erfüllt war wie ich; auch dass ein Mann wie Prof. Bilderdijk es wagte, in diesem Ton zu meinem Freund zu sprechen.

Von dem Tag an begann ich, Gottes Wort zu untersuchen. Dasselbe tat auch mein Freund. Unsere Unterhaltungen kreisten fast ausschließlich um bestimmte Bibelstellen, die unsere Aufmerksamkeit fesselten. Der Evangelist Matthäus setzte mich in Erstaunen, weil er immer wieder aus dem Alte Testament zitierte und bewies, dass sich die prophetischen Weissagungen erfüllt hatten. So oft wie möglich lasen mein Freund und ich zusammen im Neuen Testament. Nie werde ich die glücklichen Stunden vergessen, die wir miteinander verbrachten. Wir spürten die Gegenwart des Gottes unserer Väter. Wenn ich auch vom langen, fruchtlosen Suchen ermüdet war, so wurde doch mein Geist von einer unwiderstehlichen Macht angezogen. Es war der Zug des Vaters zum Sohn! Noch konnte ich nicht recht unterscheiden, was in mir vorging. Aber ich erinnere mich an viele beglückende Augenblicke, in denen ich merkte, dass Gott mich schützte und mir weiterhalf.

Einmal überraschte mich mein Bruder bei der aufgeschlagenen Bibel neben einem Buch von Prof. Haydick »*Verteidigung des Glaubens der Christen.*« Zum Glück sah er nicht auf den

Titel des Buches; sonst wären wir entdeckt gewesen. Darin sahen wir eine göttliche Bewahrung. Ein anderes Mal fiel mir in der Bibliothek meines Onkels ein Buch in die Hand »*Werke des Justinus, Philosoph und Märtyrer.*« Ich las gespannt und fand darin eine geordnete Darstellung der Weissagungen auf den Messias aus dem Alten Testament. Auch diese sichtbar göttliche Leitung diente mir zur inneren Stärkung. Den tiefsten Eindruck aber machte auf mich das 53. Kapitel des Propheten Jesaja, dieses »*Evangelium in der Nusschale.*« Nachdem ich das gelesen hatte, schien mir kein Zweifel mehr möglich. Der tiefe Eindruck kam vom Licht des göttlichen Geistes, dessen lebensschaffende Strahlen das Morgenrot eines wunderbaren Tages in meinem Herzen entzündeten. Alles um mich her war neu belebt. Ziel und Zweck meines Lebens waren völlig verändert. Mein Freund und ich verbrachten glückliche Tage in der Gegenwart des Meisters.

Noch hatten wir niemand mitgeteilt, was in uns vorging. Eines Tages beschäftigte mich besonders die Stelle in Jesaja Kapitel 7, wo es heißt: „Siehe, eine Jungfrau wird schwanger werden...“ Ich kam gerade vom Büchersaal und traf im Wartezimmer einen jüdischen Freund meines Onkels, einen gelehrten Rabbiner. Er blätterte in einem Bibelkommentar. Auf Jesaja 7 weisend, sagte er: „Das ist wirklich eine leidige Stelle, die wir den Christen nicht aus den Händen reißen können.“ Diese Worte bewegten mich tief, weil ich auch hier den Finger Gottes spürte. „Und warum?“ antwortete ich, „sollen wir nicht zugeben, was wahr ist?“

Alles diente dazu, mich zu überzeugen, dass allein in Christus die Wahrheit ist. Ich erkannte die Liebe, mit der Jesus Christus uns geliebt und gesucht hat. Mit Betrübniß empfand ich den sündigen Zustand meines ganzen Wesens, obgleich dieses Wissen vom Bewusstsein der göttlichen Liebe verschlungen wurde. Ich hatte Christus, den Mittelpunkt und Schlüssel für alle Lebensfragen, die Wahrheit in Person gefunden.

Doch nun begann ich, mich in meiner beruflichen Stellung unglücklich zu fühlen. Die vielen Aufregungen hatten meine Gesundheit gefährdet. Deshalb schickte mich mein Onkel zur Kur auf 's Land. Meine Mutter begleitete mich dorthin. Mit ihr

ging ich eines Tages an, von Religion zu reden. „Du siehst, Mutter“, sagte ich, „dass ich viel in der Bibel lese. Weißt du auch, dass es möglich ist, dass die Weissagungen schon erfüllt sind und dass die Christen das Recht auf ihrer Seite haben?“ – „Wer seine Pflicht tut als rechtschaffener Mensch, ist Gott angenehm“, erwiderte meine Mutter, „und du, mein Sohn, nimm dich in acht, dass deine Phantasie dich nicht fortreißt!“

Als ich nach Amsterdam zurückkehrte, fühlte ich, dass ich nun meinen Glauben offen bekennen müsse. Mein Onkel aber war schon in hohem Alter. Wie sollte ich ihm, der mich mit Wohltaten überhäuft hatte, einen schweren Schlag versetzen? Meine Seufzer stiegen unaufhörlich zu Gott empor, dass Er mir zu Hilfe kommen möge.

Eines Tages las mein Onkel mir aus einer Hamburger Zeitung einen Artikel vor, der vom Übertritt eines Rabbiners zum christlichen Glauben handelte, und fügte die Bemerkung hinzu: „Du kennst meine Ansicht: Wenn der Mann den Schritt aus Überzeugung getan hat, verdient er Achtung.“ Bei diesen Worten meines Onkels sprang ich auf, warf mich ihm an die Brust und rief: „Lieber Onkel, Gott gibt dir diese Meinung. Nun sollst du wissen, dass ich in derselben Lage bin wie dieser Rabbiner.“

Mein Onkel war nicht wenig erschrocken, doch schien er die Tragweite meiner Worte nicht ganz erfasst zu haben. Ich aber empfand stark die Gegenwart des Gottes meiner Väter und spürte eine bis dahin unbekannte Freude und Kraft. Am nächsten Tag musste ich meine Erklärung wiederholen – und nun folgte ein herzerreissender Auftritt. Mein Onkel schlug sich an die Brust und verfluchte sein Leben. Seine Vorwürfe durchbohrten mein Herz.

Zunächst versuchte meine Familie mich mit viel Liebe und Güte zur Umkehr zu bewegen. Als dies nichts half, griff man zu schärferen Mitteln. Ich musste Spötteleien und Beschimpfungen erdulden. Das diente aber nur zur Befestigung meines Glaubens. Eines Tages wagte es mein bis zur Wut erbitterter Onkel, jenen zu lästern, den ich anbetete. Nun war es Zeit zu reden. „Es ist genug“, sagte ich, „bisher galten die Hohnreden nur meiner

Person. Gott half mir, sie still zu erdulden. Jetzt lästerst du, was du gar nicht kennst. Deshalb erkläre ich vor Gott, dass ich nicht mehr in deinem Haus erscheinen werde.“

Diesem Auftritt folgten schwere Tage: Mein Vater führte mich in das Zimmer meiner Mutter, die krank und wie zerschmettert vor Schmerz dasaß. „Du siehst“, sagte er, „das ist dein Werk. Du bist der Mörder deiner Mutter!“ Ich hatte einen schweren Kampf mit mir zu bestehen. Fassungslos verließ ich rasch das Zimmer und lief auf der Straße umher, ohne zu wissen wohin. Meine Schritte lenkten mich zum Stadt-Tor und zur Brücke. Ich war in höchster Gefahr; aber der Herr hielt mich fest. Als ich die Brücke betrat, wölbte sich plötzlich ein prachtvoller Regenbogen darüber und erinnerte mich an die göttlichen Verheißungen. „Das ist ja“, rief ich, „der Gott des ewigen Bundes!“ Auf der Stelle war alle Angst verschwunden. Christus hatte zu dem tobenden Meer meiner Gefühle gesprochen: „Sei still!“

Mein Freund da Costa, der in seiner Familie weniger zu leiden hatte, stand mir treu zur Seite. Wir wurden zum Stadtgespräch der jüdischen Bevölkerung. Ein ehrwürdiger Rabbiner versuchte uns zu überreden: „In einigen Tagen“, sagte er, „ist Jom Kippur (der Versöhnungstag). Meine Herren, ich lade Sie ein, das zu bedenken. Wenn Sie als Israeliten Reue empfinden über ihren Vorsatz, so werden Sie Vergebung finden bei unserm Gott.“ Sein Eifer rührte uns. Wir sagten ihm, dass nur das Blut des Messias uns rein machen kann von aller Sünde. „Meine Herren“, sagte er, „ich habe getan, was ich konnte, will ihnen aber nicht verschweigen, dass ich Gott preise, weil ich noch jemand gefunden habe, der an die Bibel glaubt.“

Jetzt mussten wir eine schwerwiegende Entscheidung fassen. Man überredete uns, wenigstens die Taufe in Holland zu unterlassen, da mein Onkel hier eine besonders hervorragende Stellung einnahm. Doch befürchtete ich, es könne scheinen, als schäme ich mich des Schrittes. So beschlossen wir, uns an Prof. Bilderdijk in Leyden zu wenden. Im September reisten mein Freund da Costa, dessen gleichgesinnte Gattin und ich nach Leyden. Dort wurden wir mit großer Liebe aufgenommen.

Am 20. Oktober 1822 kam der heiß ersehnte Tag der Taufe, unsere Aufnahme in die christliche Kirche. Wir durften das Zeichen und Siegel des Gnadenbundes empfangen und in der Gemeinde den Namen des Erlösers bekennen. Der Pfarrer predigte über Römer 11,5: „Also gibt es auch zu dieser Zeit einen Überrest nach der Wahl der Gnade.“ Gnadenwahl – das ist in Kürze die Geschichte meiner Bekehrung.

Am Tag vor unserer Taufe schrieben wir einen Abschiedsbrief an die Synagoge, den wir an die Ältesten der jüdisch-portugiesischen Gemeinde richteten. Darin bezeugte ich, dass ich Jude bleibe, aber einer, der seinen Messias gefunden hat.

Nach meiner Taufe schrieb mir mein Onkel, dass ich nicht mehr bei ihm wohnen dürfe. Er wollte mir aber nicht verbieten, ihn zu besuchen, wenn ich nie mit ihm über meine christliche Überzeugung spreche. In Amsterdam mietete ich mir daraufhin eine kleine Wohnung. Allein mit meinem Gott erlebte ich Freuden und Friede, die nicht begriffen werden können.

Aus »Zeugen aus Israel«
- von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

MUTTER JOLBERG

(1800-1870)

„O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege.“

Mit diesen Worten schließt der Apostel Paulus die gewaltigen drei Kapitel von Römer neun bis elf. In prophetischer Schau wird uns darin der Ratschluss Gottes mit seinem alten Bundesvolk vor Augen gestellt.

Die Gründerin und Mutter des Diakonissenhauses Nonnenweier am Rhein wählte diese Verse als Unterschrift unter ihr Bild, weil sie Gottes Ratschluss in ihrem eigenen Leben verwirklicht sah. Wunderbar sind die Wege, die sie als Tochter

der jüdische Kaufmannsfamilie Zimmern in Heidelberg geführt wurde, bis sie den Auftrag zur Gründung eines »Diakonissenhauses für Kinderpflege« erfüllen konnte.

In ihr tritt uns eine bedeutende Frauengestalt der Inneren Mission des 19. Jahrhunderts entgegen. Ihre Lebensführung lässt uns etwas ahnen von dem Geheimnis der Erwählung. Paulus sagt, dass Gott den »Reichtum seiner Herrlichkeit an Gefäßen der Barmherzigkeit« kundtun will (Römer 9,23) und »dass es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen liegt« (Römer 9,16).

„Die Liebe Gottes ließ mich aus seinem alten Bundesvolk hervorgehen.“ So beginnt Mutter Jolberg die kurzen Aufzeichnungen, die sie in späteren Jahren über ihr Leben gemacht hat. Sie wurde am 30. Juni 1800 in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie geboren. Unter bequemen Verhältnissen lebte sie als Dritttälteste im fröhlichen Kreis von zehn Geschwistern.

Unter der Fürsorge von Vater und Mutter waren alle Bedingungen für eine glückliche Kindheit gegeben. Doch sie fühlte sich schon als junges Kind im eigenen Elternhaus nicht heimisch. Sie sagt: „Es war mir immer, als suchte ich etwas Verlorenes“.

Einst hatte sie die Gelegenheit, eine Weihnachtskrippe zu sehen, in der das Kindlein lag, umgeben von allen Gestalten der Weihnachtsgeschichte. Davon erzählt sie später: „Diese Wunderwelt machte auf mich einen tiefen Eindruck heiliger Freude. Von dem Kind, das hell strahlend in der Krippe lag, ging mir ein ahnungsvolles Leben auf. Rückblickend erkenne ich, dass der Herr mich mit Gnaden zog und schon damals auf mein Kinderherz wirkte. Ich wusste ja gar nichts von diesem Jesus-Kindlein und hatte es doch so lieb, dass ich ihm gerne alle meine Puppen und Spielsachen geschenkt hätte.“

Von ihren Eltern lernte sie jüdische Gesetzesfrömmigkeit: Das Fasten und den Besuch der Synagoge. Am Großen Versöhnungstag trug man das Totenhemd und sprach das Bußgebet, wobei die Mutter an ihre Brust schlug und auf Hebräisch ihre Sünden bekannte. Ein besonderes Erleben war die Erwartung des Sabbats, wenn am Freitagabend der Familientisch festlich gedeckt und mit sechs silbernen Leuchtern geschmückt wurde.

Dieser streng sittliche Geist des Elternhauses erfüllte sie mit Ehrfurcht und hinterließ starke Eindrücke, aber eine innere Befriedigung fand das Kind dabei nicht.

Jeder Ton der Kirchenglocken weckte immer neu ein tiefes unverstandenes Sehnen. Dass dieses Sehnen gestillt wurde, dazu mussten unbewusst die jüdischen Eltern entscheidend beitragen. Mit 13 Jahren gaben sie Regine in ein christliches Pensionat. Das christliche Leben, das sie hier besonders zu Festzeiten erlebte, erfüllte ihr Herz mit großer Freude. Zugleich kam es ihr schmerzlich zum Bewusstsein, dass sie keinen wirklichen Anteil daran hatte. Ihre innere Not, die sie ängstlich vor andern verbarg, vertraute sie ihrem Tagebuch an. Wie tief ihr Suchen und Sehnen ging, ahnte niemand.

Dieses Suchen und Sehnen kam auch nicht zum Schweigen, als sie nach der Zeit im Pensionat wieder in's gesellige Leben des Elternhauses zurückkehrte. Es war keine oberflächliche Gemeinschaft. Erstaunt vernehmen wir, wie sehr die jüdische Familie nach allseitiger Bildung strebte. Man las miteinander deutsche Klassiker. Mit ihrem ältesten Bruder, der ihr besonders nahe stand, trieb sie Latein und Italienisch. Gemeinsam vertieften sie sich in Ariost. Auch Französisch wurde gelesen. Über diese Zeit schreibt sie: „Ich freue mich herzlich, meiner Familie, meinem Herzen und meinem Geiste leben zu können.“

Die innere Leere, die sie von Kind auf so schmerzlich empfand, wurde aber trotz der glücklichen äußeren Umstände nicht gefüllt. Sie wurde auch nicht gefüllt, als sie mit 18 Jahren Braut eines Freundes ihres ältesten Bruders wurde. „Immer fehlte mir eine innere Befriedigung. Ich suchte und suchte und fand doch nicht,“ sagt sie anschließend an den Bericht über ihre Verlobung. Trotz anfänglicher Bedenken und innerer Kämpfe ist der Beginn ihrer Ehe sehr glücklich. Die jungen Eheleute kommen einander innerlich immer näher. In den wenigen freien Stunden, die dem jungen Mann von seiner Arbeit beim Gericht bleiben, vertiefen sie sich in bestes deutsches Geistesgut, auch in Shakespeares Dramen und sonstige klassische Literatur.

Doch sie kam nicht zur Ruhe. Die Not ihrer Mitmenschen, für die sie offene Augen hatte, berührte schon damals ihr Herz. Sie sammelte einen Kreis junger Mädchen um sich, mit denen sie – während etwas Gutes vorgelesen wurde – Kleider und

Wäsche für arme Wöchnerinnen und kinderreiche Familien nähte. Der Vater lieferte ihr dazu aus Heidelberg reichlich die nötigen Stoffe. Dies war gewissermaßen der Anfang ihrer Sozialarbeit.

Voll wurde das Glück des jungen Paares, als ihm bald nacheinander zwei kleine Töchter geschenkt wurden. Mit unendlicher Freude und Dankbarkeit erfasste sie ihren Mutterberuf. Die Erziehung ihrer Kinder erkannte sie als Gottes heiligen Auftrag. Aber auch Gottes großer Erzieher, das Leid stand vor der Tür und wartete auf Einlass. Aus einer Erkältung ihres Mannes entwickelte sich ein ernstes Lungenleiden. Die Ärzte forderten eine Kur in Nizza. Unter größten Beschwerden reiste das junge Paar an die Riviera. Das Leiden machte aber mit erschreckender Schnelligkeit Fortschritte. Nach drei Monaten stand sie als 23-jährige Witwe allein im Ausland.

Gemeinsam mit ihrem Mann hatte sie immer wieder den Plan erwogen, zum Christentum überzutreten. Die Hilfe und Liebe, die christliche Freunde ihnen in der Krankheitszeit erwiesen hatten, ließen den Wunsch weiter zur Reife kommen. Sie führte die Absicht so bald wie möglich aus, weil sie ihren Kindern den Zwiespalt ersparen wollte, unter dem sie selbst so schwer gelitten hatte. Zusammen mit ihr und ihren Töchtern empfing auch Salomon Jolberg, ein früherer Hauslehrer ihrer Brüder, die heilige Taufe. Einige Monate später schloss sie mit ihm einen neuen Ehebund.

Diese zweite Ehe, die sie ohne die Einwilligung ihrer Eltern einging, brachte viel Leid. Zwei Töchter, die ihr noch geschenkt wurden, starben in zartem Kindesalter. Ihr Mann, Jolberg, war kränklich und konnte keine Anstellung finden. Nach kaum dreijähriger Ehe wurde Regine zum zweiten Mal Witwe.

Sie beugte sich tief unter Gottes züchtigende Hand; denn sie sah alles Herzeleid als eine Folge davon, dass sie das **G e b o t V a t e r u n d M u t t e r z u e h r e n** übertreten hatte. Gott hatte ja gerade darin langes Leben verheißen. Als dann ihre Mutter starb, zog sie zu ihrem Vater und erwies ihm trotz des verschiedenen Glaubensbekenntnisses dankbare Kindesliebe.

Regine Jolberg glaubte an Christus und nahm es mit der Nachfolge sehr ernst. Die innere Unruhe war aber noch nicht

gewichen, vollen Frieden hatte sie noch nicht gefunden. Da wurde sie im Jahr 1839 über manche Umwege nach Stuttgart geführt. Hier fand sie freundschaftliche Beziehung zu mehreren Familien, mit denen sie bald eine tiefe christliche Gemeinschaft verband. Sonntags hörte sie die Predigten von den geistlichen Vätern des Schwabenvolkes, von Albert Knapp und Wilhelm Hofacker.

Begierig nahm sie das so reichlich gebotene, lebendige Gotteswort auf. So fand sie in kindlichem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland völligen Frieden, den sie schon von Kindheit an als höchstes Gut ersehnte. Auch ihre Töchter kamen zum Glauben und wurden glückliche Teilhaber an diesem Segen.

Mit dem lebendigen Glauben wuchs in ihr das Begehren, sich in Liebe für andere einzusetzen. Dieses Verlangen regte sich in ihr schon seit früher Jugend. Den irdischen Besitz, mit dem ihr Vater sie reichlich ausgestattet hatte, empfand sie als eine Verpflichtung. Besonders, wenn sie auf einer Fahrt durch Nachbardörfer die unversorgten Kinder sah, deren Eltern bei der schweren Landarbeit keine Zeit für die Kleinen hatten. Das wirkte in ihr ein heißes Verlangen, sich ihrer anzunehmen, sie körperlich und geistig zu versorgen. Immer ernster begann sie sich nach einem Ort umzusehen, wo sie ihr Leben in den Dienst der Kinder und damit in den Dienst ihres Herrn stellen konnte.

Dieser Platz war schon bereit. In Leutesheim, einem Dorf in der Nähe von Kehl, Straßburg gegenüber, lebte das junge, ihr befreundete Pfarrersehepaar Fink. Die Pfarrfrau hatte die Dorf-kinder in einer kleinen Strickschule gesammelt, die Ähnlichkeit mit Oberlins ersten Kindergärten hatte. Als sie selbst ein Kind erwartete, ruhte die Arbeit an den fremden Kindern.

Regine Jolberg bekam die Freudigkeit, das angefangene kleine Werk weiterzuführen und nach Leutesheim umzuziehen. Es war ein Entschluss, bei dem sie die volle, innere Gewissheit hatte, dass dies Gottes Weg und sein Ruf an sie sei. Die Umstellung fiel ihr nicht leicht. Sie kam ja aus bequemen Verhältnissen in Stuttgart - mit dem geistig und geistlich anregenden Freundeskreis - in ein kleines Dorf in reizloser Lage, wo es an jeder geistigen Anregung fehlte. Doch ging sie den Weg in froher Zuversicht, um so mehr, weil auch ihre gerade

erwachsenen Töchter, für die der Wechsel ein großes Opfer bedeutete, freudig mit der Mutter übereinstimmten.

Nun erfüllte sich auch hier wieder einmal die Geschichte vom Senfkorn, das zur großen Staude wurde, unter deren Zweigen die Vögel Schatten fanden. Die ersten kleinen Vögel waren die Kinder. Nach anfänglichem Zögern kamen Jungen und Mädchen in hellen Scharen in die Strickschule. Regine verstand es, mit den Kindern umzugehen! Sie konnte ihnen schöne Geschichten erzählen. Vor allem waren es die biblischen Geschichten, mit denen sie die Kinder vertraut machte. Und gesungen wurde! Gesangbuchlieder, Volkslieder! Es war eine Herzenslust!

Bald reichten die gemieteten Räume nicht mehr. Das Anwesen musste gekauft und umgebaut werden. Eine behördliche Genehmigung wurde für die Arbeit nötig. Sie wurde erteilt unter dem Namen »KLEINKINDER-BEWAHRANSTALT«. Damit bekam die Arbeit eine neue Grundlage. Das Werk sollte in erster Linie den Kleinkindern im vorschulpflichtigen Alter dienen. Mit Freuden brachten die Mütter ihre Kleinen, auch aus den Nachbardörfern. Sie waren glücklich, ihre Kinder während der Arbeitszeit in guter Betreuung zu wissen. Auch größere Kinder kamen gern. Es fehlte bald an Hilfskräften. Aus benachbarten Dörfern kamen Bitten, auch bei ihnen ähnliche Schulen einzurichten.

Ohne die Tragweite zu übersehen, äußerte Mutter Jolberg den Gedanken: „Es könnte vielleicht gut sein, einige Mädchen zur praktischen Ausbildung für Kinderpflege aufzunehmen.“ In einem Aufsatz begründete sie diesen Gedanken und zeigte Wege, wie man es ausführen könnte. Die Schrift sandte sie an Pfarrer Mann, den Herausgeber des Blattes »Das Reich Gottes«.

Nun geschah es auch hier, wie so oft in der Geschichte des Reiches Gottes: „Wenn die Zeit erfüllt ist“, reift ein neues Werk und neue Ausrichtung. Verschiedene Personen erkennen oft gleichzeitig und unabhängig von einander das Gebot der Stunde. So war es auch jetzt: Pfarrer Mann hatte gerade einen eigenen Artikel mit ähnlichen Gedanken für sein Blatt im Druck, als er Mutter Jolbergs Aufsatz bekam. So gab es von Anfang an eine Arbeitsgemeinschaft für das geplante Werk, die sich je länger je mehr als sehr fruchtbar erwies. Die Arbeit der Kleinkin-

derpflege, vor allem die Ausbildung von jungen Mädchen für diesen Beruf, befand sich damals noch in allerersten Anfängen. Oberlins und Luise Schepplers Gedanken über die Erziehung von Kleinkindern und deren »Leiterinnen« hatten in Deutschland noch nicht Fuß gefasst. Es bestand aber schon in Karlsruhe eine kleine Kinderschule, die Frau Professor Frommel, wohl durch Anregung vom Elsaß her, gegründet hatte. Daraus erwuchs später das Diakonissenmutterhaus Bethel. Die Erste aber, die in Baden den Gedanken einer »Schwesternschaft für Kinderpflege« erwogen und tatkräftig ins Werk gesetzt hatte, war Mutter Jolberg, eine Tochter des alten Bundesvolkes.

Es war klar, dass sie von Gott besondere Gaben für diesen Dienst empfangen hatte. Ein guter Menschenkenner aus ihrem Freundeskreis sagte einmal: „In ihr steckt ein Schulmeister. Ihre seltene pädagogische Begabung bewährte sich nicht nur in der Leitung der Kinder, sondern auch vor allem in der Erziehung der Kinderpflegerinnen.“

Im Oktober 1844 konnte nach mancherlei Glaubensproben das Nachbarhaus (neben ihrem ersten Heim) erworben werden. Nach einigen Umbauten war es gut geeignet als Mutterhaus für die neue Schwesternschaft. Ende 1845 standen bereits zwölf junge Töchter in der Ausbildung, die Mutter Jolberg hauptsächlich persönlich leitete. Ihr eigenes Christenleben war immer mehr in die Tiefe gewachsen. Darum konnte sie auch die ihr anvertrauten jungen Mädchen in den heiligen Glauben einführen. Die Mädchen hingen mit großer Liebe an ihr.

Zur Hochzeit ihrer ältesten Tochter brachte ihr Bruder, der das elterliche Geschäft übernommen hatte, zwölf schwarze Schürzen. Er war der Ansicht, dass die Schwestern des Hauses alle gleiche Kleider tragen sollten. Heute erscheint es uns eine Selbstverständlichkeit. Damals war der Gedanke noch neu. Mutter Jolberg griff ihn auf und führte die Schwestertracht ein: Weiße Haube, blaues Kleid und schwarze Schürze.

Das Senfkorn wuchs. Gottes Segen lag sichtlich darauf. Aber es wuchs nicht, ohne dass schwere Stürme daran gerüttelt hätten. Sie bewirkten nur das Eine, dass es seine Wurzeln immer tiefer in den festen Boden senkte. Die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 durchschüttelten das deutsche Land. Sie

tobten besonders schlimm im Baden. Die »Pietistische Anstalt« war vielen Revolutionsmännern, zu denen auch der Bürgermeister und der Landsrat von Leutesheim gehörten, ein Dorn im Auge. Von Mutter Jolberg wurde gefordert, sie solle ihre Schwestern als Ortsfremde entlassen. Darauf konnte sie nicht eingehen. Ihr war es selbstverständlich, dass die Mutter das Schicksal ihrer Töchter teilte.

Aber wohin? Wer konnte in dieser unruhigen Zeit mehr als zwanzig Personen aufnehmen? Da kam Mutter Jolberg, als sie schon auf der Reise waren, ein Gedanke, der ihr wie ein Geschenk von oben erschien: In den **G a s t h o f z u m F l u g i n L a n g e n w i n k e l !** Das war ein Dorf nicht fern von Lahr. Die frommen Wirtsleute hatten schon lange um eine Schwester gebeten und das Werk mit ihren Gaben und ihrer Fürbitte unterstützt. Über die Aufnahme dort erzählt Mutter Jolberg in einem fröhlich-ernsten Gedicht, in Knittelversen:

Wir fragen erst bescheiden an,
ob man uns hier auch brauchen kann?
O, welche Freude, welche Lust
erfüllte da der Lieben Brust!
Sie kamen uns voll Freud' entgegen
und hielten es für einen Segen,
dass unser Haus, nun auf der Flucht
bei ihnen eine Zuflucht sucht.
Es schien, als ob der Engel Heer
bei ihnen eingekehret wär'.
Hier war kein Kampf, hier war kein Streit,
nur lauter stille Freundlichkeit.
Ja, Herr, du kannst durch Engelscharen
wohl deiner Kinder Schar bewahren.

Über zwei Jahre weilte die vertriebene Schwesternschaft in Langenwinkel, äußerlich in großer Enge, aber von viel Liebe und Fürbitte umhegt und getragen. So wuchs das Werk auch in dieser Übergangszeit. Neue Schwestern baten um Aufnahme und neue Gemeinden wollten eine Schwester haben. Über dem Werk schien unsichtbar das Wort zu stehen: „Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“

Die Nachricht von der Vertreibung der Anstalt aus Leutesheim hatte ihr neue Freunde gewonnen und führte ihr neue Mitarbeiter zu. Aber die Raumfrage wurde mit dem Eintritt jeder neuen Schwester kritischer. Es war unmöglich, in Langenwinkel genügend Raum für das wachsende Werk zu schaffen. Die

Frage: „Wohin nun?“ wurde immer dringender. Auf dem Land wollte man bleiben, da die meisten Schwestern von Land kamen und durch ihre Arbeit in dörfliche Verhältnisse zurückkehrten. Pfarrer R e i n von Nonnenweier war ein tief gegründeter Christ voll Geist und Kraft. Er hatte Mutter Jolberg in der Zeit nach der Vertreibung mit Rat und Tat beigestanden und sich auch am Unterricht der Schwestern beteiligt. So wäre Nonnenweier ein gut vorbereiteter Boden. Aber wird man dort Raum finden?

Ja, er wurde gefunden! Ein schlichtes, schlossartiges Gebäude, das sich eine der badischen Adelsfamilien in Nonnenweier erbaut hatte, stand leer. Wie gut wäre dies Haus im schönen Garten mit angrenzendem Wald zu einer freundlichen Heimstätte für Schwestern gewesen. Aber die Bedingungen des Besitzers schienen kaum erfüllbar. Doch:

„Was Er sich vorgenommen
und was Er haben will,
das muss doch endlich kommen
zu Seinem Zweck und Ziel.“

Der Ausschuss der Anstalt trat zu einer entscheidenden Sitzung zusammen. Die meisten Mitglieder waren überzeugt, dass sie, wenn auch schweren Herzens, würden verzichten müssen. Mutter Jolberg aber war getrost. Sie wusste, Gott hat Mittel und Wege. Da bekam sie unmittelbar vor der Sitzung einen Brief vom Besitzer, der von seinen früheren Bedingungen zurücktrat und das Haus mit Garten und Wald günstig zur Pacht anbot. So war alles schon entschieden, noch ehe die Sitzung begonnen hatte: „Der Vogel hatte sein Haus gefunden“, die Schwesternschaft ihr schönes Heim, das genug Wachstums- und Ausbildungsmöglichkeiten bot. Im Jahr 1851 konnte man in das Haus einziehen. Das war auch dringend nötig. Nicht vielen Diakonissenhäusern ist in verhältnismäßig kurzer Zeit ein so großes, fröhliches Wachstum und solch ein Wirken in die Weite beschieden gewesen.

Ende 1845, dem eigentlichen Gründungsjahr, befanden sich zwölf Schwestern in der Ausbildung. Im gleichen Jahr wurde die erste auswärtige Kinderpflege in Durlach errichtet. Beim fünften Jahresfest in Nonnenweier, also elf Jahre nach der Gründung, gab es bereits 149 mit Nonnenweier Schwestern besetzte

Kinderpflegen, 100 davon in Baden, die andern in der P f a l z , Rhein h e s s e n , Rhein l a n d , W ü r t t e m b e r g und in der S c h w e i z . In der Schweiz erhielt Nonnenweier mit der Niederlassung in Schaffhausen einen neuen Mittelpunkt, der alle Kriegsstürme überdauert hat. Das Haus des Schweizer Zweiges bekam mit Schwester Katharina Im Thurn eine zweite Mutter des Werkes.

19 Jahre durfte Mutter Jolberg noch unter ihren Schwestern arbeiten und die Last des wachsenden Werkes tragen. Wunderbare Kräfte wurden der an sich zarten Frau dazu geschenkt. Was sie vor allem von ihren Schwestern erwartete, nämlich T r e u e , hat sie selbst in ganz seltener Weise geübt. Dennoch sagte sie in tiefer Demut: „Liebe Schwestern, wir sind nur Fußwegbereiter, damit die kleinen Kinder keine großen Umwege machen müssen, um auf den rechten Weg zu kommen. – Wer von uns kann sagen: „I c h w a r t r e u ! ? Ich kann es nicht, und – je mehr mir der Herr Licht gibt, was Treue ist, um so weniger kann ich es.“ Das war ihr Urteil über sich selbst. Die anderen Menschen, und vor allem wohl auch der Herr, dem sie diente, sind sicher zu einem andern Urteil gekommen. Ihre Briefe und Tagebücher geben uns das Bild einer Christin, die in seltener Weise in der Heiligung lebte und mit „erleuchteten Augen ihres Verständnisses“ durch's Leben ging. Sie hatte nicht nur Einsicht für göttliche, ewige Dinge, sondern auch für die Erfordernisse ihres Dienstes, vor allem für die Erziehung der Schwestern und der ihr anvertrauten Kinder. Die erzieherische Weisheit, die aus ihren Ratschlägen an die Schwestern spricht, ist noch heute nicht veraltet. Sie zeigt uns, welch wunderbare Frucht daraus erwächst, wenn eine reiche natürliche Begabung von Gottes Geist erleuchtet und geleitet wird.

Wie die meisten Bauleute im Reich Gottes hat auch Mutter Jolberg Zeiten gehabt, wo sie ihr Werk, das gar keine äußeren Sicherungen hatte, „hindurchglauben“ musste. Sie hat dabei wunderbare Erfahrungen gemacht. Wie Mutter Eva von Tiele-Winckler hätte sie wohl auch ein Buch unter dem Titel »*Nichts unmöglich*« schreiben können, das heißt: Dem Glaubenden ist alles möglich (Mark.9,23).

Wunderbar war Mutter Jolbergs Macht über die Menschenherzen, besonders über die der jungen Mädchen.. Ein aufrichti-

ges Herz konnte nicht lange unter dem Einfluss ihrer erweckenden Liebe, ihrer praktischen Auslegung der Heiligen Schrift und ihrer warmen Gebete bleiben, ohne sich ihr zu öffnen und sich zu wahren Frieden helfen zu lassen. Menschen "herausglauben" und sich in sie "hineinlieben" war ihr Herzensanliegen, schreibt Pfarrer D. Wilhelm Ziegler in ihrer Biographie.

Bis ins 69. Lebensjahr konnte sie ihren Dienst tun. Als dann Pfarrer Rein, der letzte der alten Freunde und Mitbegründer ihres Werkes, heimgegangen war, wusste sie gewiss, dass auch an sie bald der Ruf ergehen werde. Ihr Wunsch war, "heim-schlafen" zu dürfen. Er ist ihr erfüllt worden, wenn auch erst nach schweren Leidenswochen. Das von ihr besonders geliebte Lied erfüllte sich:

„Unter Leiden prägt der Meister –
in die Herzen in die Geister –
sein allgeltend Bildnis ein.“

Von ihrem Leidenslager gingen Ströme des Segens aus. Kurz vor ihrem Tod bat sie, die Schwestern in ihrem Zimmer zu versammeln. Nachdem alle auf ihren Wink niedergekniet waren, betete sie mit kräftiger Stimme: „Herr über Leben und Tod, du rufst mich nun ab aus meinem Arbeitsfeld in die Ewigkeit. – Ich danke dir, ich danke dir, dass ich dir habe dienen dürfen. – Ich bin eine Sünderin, aber eine begnadigte, freigemacht durch das Blut Jesu. – Ich habe Frieden. So sei und bleibe bei unsern lieben Schwestern und bei dem ganzen Werk, das du angefangen hast. Ich danke dir für alle Liebe. – Ach, Herr, ich bitte dich, mache doch unsere Schwestern treu – treu – treu!- Segne, segne, segne sie und gib ihnen, was sie brauchen... Amen, Amen!“

Bald nach Mitternacht am 5. März 1870 kam die Stunde ihrer Erlösung. Nachdem sie den Ihren noch ein "Gute Nacht! Gute Nacht!" zugerufen, schlummerte sie still hinüber, ohne dass man den letzten Atemzug gemerkt hätte.

Das war eine Tochter aus Israel! Sehen wir hier nicht, wie anders Gottes Maßstäbe sind, als die von uns kurzsichtigen, verblendeten Menschen?... Eine Jungfrau aus Israel hat er zur Mutter seines Sohnes erwählt; israelitischen Männern hat er den Auftrag gegeben, die Welt mit dem Evangelium zu erfüllen; und in der Kirchengeschichte können wir durch Jahrhunderte die Beobachtung machen: Wo ein israelitischer Mensch sich

wirklich dem Evangelium öffnet, - den als Erlöser annimmt, "in welchen sie gestochen haben"-, wird er oft mit besonderen Gaben ausgerüstet (Siehe »*Ein Brief Christi*« ,Quell-Verlag, Stuttgart). Wir haben eine herrliche Zukunftsaussicht! Paulus schreibt: „Wenn ihre Verwerfung Versöhnung für die Welt ist, was wird ihre Annahme anders sein als Leben aus den Toten“ (Röm.11,15). Wie wird es dann erst sein, wenn die besonderen Gaben und Kräfte, die Gott seinem alten Bundesvolk verliehen hat, einzig und allein der Heiligung seines Namens, dem Bau seines Reiches und dem Tun seines Willens dienen werden!

»Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt« (1950)
Mit freundlicher Genehmigung der Verfasserin
- Von Anna Katterfeld -

* * * * *

JECHIEL LICHTENSTEIN

Unser judenchristlicher "alter Rebbe" Jechiel Lichtenstein trug in seiner ganzen Art das Gepräge eines Lehrers an einer »Jeschiwa«, einer Hochschule des Gesetzes. Sein Unterricht am *Institutum Judaicum* in Leipzig entsprach durchaus nicht den wissenschaftlichen und pädagogischen Grundlagen, wie wir sie kannten; aber gerade so war er nur zu geeignet, uns in die fremde und geheimnisvolle Welt jüdischen Lebens und Denkens einzuführen.

Wie als Lehrer, so verleugnete er auch in seinem Glauben an Jesus nicht seinen Ursprung aus der Ghettowelt des östlichen Judentums, auch nicht nach fünfzig Jahren des Christseins.

Er war nach Leipzig berufen worden, nachdem sein merkwürdiges Buch "Limmude hanewiim" »DIE LEHREN DER PROPHETEN« erschienen und er daraufhin schweren Angriffen von jüdischer Seite ausgesetzt gewesen war. In diesem Buch hatte er versucht, die Gedankenwelt des Chassidismus, des mystisch gerichteten Judentums, mit den Lehren des Evangeliums zu vereinigen.

Schon als jüngerer Mann war er in seinem entlegenen Heimatdorf in der Moldova ohne missionarische Einwirkung mit dem Christentum in Berührung gekommen. Ein junger

lutherischer Bauer aus Südrussland hatte ihm, dem Führer der chassidischen Juden, die Erfüllung der prophetischen Weissagungen in Christus bezeugt. Bald darauf entdeckte er in Jessy in einem Schaufenster die hebräische Übersetzung des Neuen Testaments und kaufte sie, weil sie verwandte Töne in ihm anklingen ließ. Durch dieses Buch kam er zur Bekehrung.

Nach tieferem Studium der christlichen Wahrheiten veröffentlichte er dann eine Schrift gegen die berühmte Streitschrift des Isaak Troki "*Chissug emunah*" »BEFESTIGUNG DES GLAUBENS«. Seine Gegenschrift trug den Titel "*Chissug emunah emeth*" »BEFESTIGUNG DES WAHREN GLAUBENS«.

Als er dann noch "*Toledoth Jeschua*", eine Widerlegung der unter den Ostjuden weit verbreiteten Schmähschrift über Jesus ("*Toledoth Jeschu*") veröffentlichte, war sein Bruch mit dem Judentum vollends vollzogen. Doch war der Bruch nicht von seiner Seite geschehen. Er hat sich zeitlebens als Glied seines Volkes gefühlt. Auch sein christlicher Glaube und seine Theologie waren stark jüdisch geprägt. Sie waren eigentlich nicht über den Standpunkt Johannes des Täufers hinausgekommen. Dass solch ein Mann für uns der geeignete Führer in die uns fremde Welt des Judentums sein konnte, leuchtet ein.

Ich habe mich seiner Führung auch dann noch überlassen, als ich meine ersten Schritte in die missionarische Arbeit unter den Juden tat. Mein norwegisches Komitee schickte ihn im Sommer 1892 zu meiner Hilfe nach Braila, wo ich nach dem Fortgang des deutschen Pfarrers die Kirchgemeinde und Schule betreute. Mit ihm und einem jüdischen Lehrer, der in England getauft aber sein Christentum geheimgehalten hatte, habe ich für die Vorbereitung für meinen Dienst merkwürdige und bedeutungsvolle Stunden erlebt.

Lichtensteins Ankunft war schon vorher durch eine jüdische Zeitung in Rumänien angekündigt und es war vor dem großen "Meschummed" (Abtrünnigen) gewarnt worden. Ich hatte zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen bei der er reden sollte, so war es nicht verwunderlich, dass ein großer Tumult entstand. Eine Szene ist mir unvergesslich, wie sich der heftigste Gegner mit geballter Faust vor ihn hinstellte und den alten Mann anschrie: „Besser schlagen als zulassen, dass einer das Gesetz übertritt!“ und wie Lichtenstein ruhig auf Hebräisch sagte: „Qol,

gol jaaqob, jedajim jede esaw“ (Die Stimme ist Jakobs Stimme, die Hände aber sind Esaus Hände – 1.Mos. 27,22). Diese Schlagfertigkeit lähmte die „Schlagfertigkeit“ des Fanatikers.

Jüdische Menschen, die uns auf den Straßen von Braila begegneten, machten große Augen, wenn sie die ehrwürdige jüdische Gestalt neben mir erblickten. Und evangelische Gemeindemitglieder, die in kirchlichen Dingen in mein Amtszimmer kamen, fanden es beinahe unheimlich, wenn sie ihn durch die geöffnete Tür im Nebenzimmer erblickten, wie er da hin und her ging und hebräische Gebetsworte leise murmelte oder sang. Nachts wurde er oft durch Hundegebell oder lautes Gänsegeschnatter im angrenzenden Hof des deutschen Konsulats aus dem Schlaf gestört. Er stand dann wohl auf und suchte ein Sternbild zu entdecken, das im Buch Hiob erwähnt wird (9,9) und das er hier zu Lande nicht hatte entdecken können. Diese nächtlichen Störungen führte er zurück auf die Tücke Satans, der ihm die Ruhe nicht gönnte.

Lichtenstein besaß nach Art jüdischer Lehrer ein starkes Bewusstsein seiner Autorität und Unfehlbarkeit der Erfolge seiner Unterrichtstätigkeit. Doch wirkte das nicht abstoßend, sondern mehr naiv als anmaßend. Als ich ihm einen hebräischen Verlobungsbrief zu lesen gab, den mir ein Studiengenosse, der spätere Bischof Dr.Theodor Zöckler geschrieben hatte, äußerte er mit befriedigtem Schmunzeln: „Hat gut bei mir gelernt!“

In unseren Bibelstunden für Juden und Freunde Israels pflegte die ehrwürdige Patriarchengestalt neben mir zu sitzen. Es konnte geschehen, dass mich der Alte mitten in meiner Rede unterbrach: „Ganz falsch!“ Ich forderte ihn dann auf, uns seine Auslegung der Bibelworte zu sagen, was dann das stärkste Interesse, besonders bei den jüdischen Anwesenden, fand.

Als er seinen kurzen hebräischen Kommentar über das Neue Testament vollendet hatte, nahm er mich zur Seite und gab mir die Inschrift, die er auf seinem Grabstein zu haben wünschte. Er war überzeugt, dass der Herr ihn bald heimrufen würde. Die Menschen, die sein Grab auf einem christlichen Friedhof sähen, sollten wissen, das er ein treuer Jude geblieben sei. Die Inschrift sollte darum auf Hebräisch lauten: „Hier ruht der Jünger Jesu, des Messias, und Genosse im Geist der Gemeinde zu Jerusalem, Jechiel Lichtenstein. Sein Andenken zum Segen!“ - Als ich ihn

fragte, was er mit dem Ausdruck »Genosse im Geist der Gemeinde zu Jerusalem« meine – ob die alte Gemeinde in Jerusalem oder die kommende, die wir erwarten – antwortete er: „Die erste jüdische Christengemeinde in Jerusalem, deren Haupt Petrus war. Als ihr Glied habe ich mich betrachtet. In der Kirche habe ich Gastrecht genossen. Petrus habe ich gesehen. Er war für mich das Haupt der judenchristlichen Gemeinde.“

Dann sagte er ganz feierlich und mit gedämpfter Stimme: „Auch den Herrn habe ich gesehen; aber er sieht ganz anders aus als ihn die Gojim darstellen.“ Er sah ihn visionär mit seinen jüdischen Augen und hatte damit gewiss ebenso viel Recht wie die Maler, die dem Menschensohn germanische Züge verleihen.

Bei seinem Begräbnis wurde der Sarg von drei unserer Judenchristen und von drei Kandidaten des *Institutum Judaicum* von der Leichenhalle zum Grab getragen.

Man könnte als Überschrift über das Leben dieser judenchristlichen Patriarchengestalt der neueren Zeit die Worte des Hebräerbriefs über den Erzvater Abraham setzen (11,8+9): „Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. Durch den Glauben ist er Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande, wie in einem fremden.“ Als Unterschrift unter Lichtensteins Leben, könnte man den sehnsüchtigen Stoßsäufzer des sterbenden Erzvaters Jakob setzen (1.Mos.49,18): „Herr, ich warte auf dein Heil!“

- Aus »Saat und Hoffnung« (1950), von D. O. von Harling -

* * * * *

DR. AARON SAPHIR

(1831- 1890)

Aaron Saphir wurde in Budapest am 18. September 1831 geboren. Sein Vater, Israel Saphir, war ein gebildeter Mann, der die hebräische Sprache und den Talmud beherrschte. Darüber hinaus wusste er manches, was die Juden jener Zeit als „weltliche“ Wissenschaft bezeichneten.

Damals bestand die Ausbildung eines Juden in Osteuropa aus dem Studium der hebräischen Sprache und des Talmuds. Wollte einer an der modernen Wissenschaft und Literatur teilhaben, so pfl egten die andern zu rufen: „Der Tod im Topf!“ (2.Kön.4,40). Auch wenn Israel Saphir damals eine moderne Schule errichtete, hing er doch mit allen Fasern seines Herzens am Glauben seiner Väter. Der Sohn Aaron wurde schon mit vier Jahren in die vom Vater gegründete Privatschule aufgenommen. Auch im Talmud wird von Rabbi Josua berichtet, dass seine Mutter ihn, als er noch in der Wiege lag, ins Lehrhaus gebracht hat, um sein Ohr an die Unterweisung der Rabbiner zu gewöhnen.

Auf merkwürdige Weise kam der kleine Aaron mit der Botschaft von Jesus in Berührung. In Schottland führte eine Erweckung bei nicht wenigen aufrichtigen Christen zu einer neuen Liebe für Gottes Altes Bundesvolk. Man sandte vier Männer in verschiedene Länder, in denen viele Juden lebten. Ungarn gehörte allerdings nicht zu diesen Ländern, weil man Schwierigkeiten mit der Regierung fürchtete.

Aber Gottes Plan war anders. Als die schottischen Missionare von Ägypten nach Palästina ritten, stürzte einer so unglücklich, dass er mit seinem Begleiter über Ungarn die Heimreise antreten musste. In Budapest erkrankte der Begleiter, ein Dr. Keith, sehr ernstlich. Als dieser dann langsam genas, suchte er nach einem zuverlässigen Mann, der ihn in die Verhältnisse der einheimischen Juden einführen konnte – man schlug Israel Saphir vor.

Saphirs Bruder hatte sich schon früher zu Jesus bekehrt, was für den frommen Israel ein großer Schmerz war. Nun aber suchte er selbst Einblick in die Sache zu gewinnen. Mit wissenschaftlichem Sinn verschaffte er sich Werke über das Christentum. Er gab sein Geschäft auf und vertiefte sich noch mehr in das Studium der Sprachen und der modernen Wissenschaft.

„Mein Vater“, sagt Aaron, „verstand gut Hebräisch und hatte eine gründliche Kenntnis der deutschen, französischen und englischen Literatur. Mit Eifer trieb er auch philosophische und theologische Studien und förderte die Bildung in Ungarn.“ Missionar Keith hatte großes Interesse an ihm. Als sein Kollege Duncan nach Ungarn kam, suchte auch der ihn kennen zu

lernen. Israel Saphir kam regelmäßig, um seine Predigten zu hören. Gewöhnlich brachte er seinen damals zwölfjährigen Sohn mit. Zunächst wollte er wohl nur die englische Sprache lernen – aber da er sich mit Fragen des christlichen Glaubens beschäftigte, dürfen wir sicher annehmen, dass er bald nicht nur hinging, um die englische Sprache kennen zu lernen. Er wünschte Klarheit in der Frage, die schon viele Jahrhunderte lang Israel beschäftigte: Ist Jesus der zu unserer Erlösung gekommene Messias? Ist er wirklich die Erfüllung des Gesetzes? Allmählich fand er das gesuchte Licht. Vater und Sohn kamen beide mit unruhigem Herzen und beide fanden Ruhe und Frieden in dem Messias.

Vater Saphir überzeugte sich, dass Moses und die Propheten auf Jesus wiesen; auch der Sohn fand, was er suchte, die Gegenwart Jehovas, Gott in dem Messias. In einem seiner Vorträge erzählte Aaron Saphir später von seinem früheren Leben:

„Vielleicht weiß keiner von euch, meine Zuhörer, was es bedeutet, ohne die Erkenntnis der Menschwerdung Jesu Christi zu leben, was es heißt, zu ringen um den unbegreiflichen, unendlichen Gott, ohne Licht und Trost des Mittlers, und wie erfreulich und überzeugend das friedvolle Licht ist, wenn nun Jesus als der Sohn Gottes erkannt wird, der uns den Vater offenbart.

Ich wurde in meiner Kindheit in der Synagoge erzogen und unterwiesen, dass es einen unendlichen, unbegreiflichen Geist, hoch über uns und allgegenwärtig, gäbe. Viel Nachdruck wurde gelegt auf die Einigkeit und Einzigkeit Gottes. Aber dieser öde und leere Monotheismus ließ das Gemüt in Finsternis, während das Herz kalt und einsam blieb. Es gab aber einen besseren Strom, der mich beeinflusste: Das war die Nationalgeschichte, wie sie in den Bücher Moses, den Psalmen und Propheten vorliegt und an den jüdischen Festtagen verkündigt wird.

Hier fand ich nicht nur eine abstrakte Idee der Einheit, sondern einen lebendigen Gott, wie er Abraham erschien und mit ihm redetet, wie er Israel durch die Wüste führte und unter ihm wohnte. Und dann, wenn ich mir seine freundliche, gütige und menschliche Weise vor Augen führte, wie er damals seinem Volk erschien und unter ihnen wohnte, wunderte ich mich, warum er jetzt nicht mehr mit uns sei, d.h. erkannt, geliebt und

angebetet. Eines Tages suchte ich nach einem Buch in dem Bücherschrank meines Vaters; da fiel mir ein Titel ins Auge »Die Menschwerdung Gottes«. Der Gedanke traf mich wie ein Blitz, erfüllte mein Herz mit großer Freude. O, dachte ich, das müsste ja ganz wunderbar sein, wenn Gott Mensch würde und uns besuchte.

Wenige Jahre später hörte ich von Jesus und las die Evangelien. Hier fühlte ich dieselbe Gegenwart Gottes, den gleichen liebenden, freundlichen, erlösenden und heiligenden Gott, wie er unsern Vätern erschien. Ich fühlte: Hier ist Jehova! Alles Dunkel war verschwunden. Die große aber unbegreifliche Herrlichkeit leuchtet uns hier entgegen in dem vollkommenen, friedevollen und heiligen Angesicht des Menschen Jesus Christus. Pniel! Ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, ist nicht ein bloßer Glaubenssatz oder eine theosophische Spekulation, sondern eine Erfahrung der Seele, wirkliches Leben fürs Herz. Das ist das Geheimnis der Gottheit!“

Dieses Geheimnis fand der junge Aaron Saphir, als er erst zwölf Jahre alt war. Er fand die Gegenwart Gottes in Jesus, dem fleischgewordenen Wort. Bemerkenswert sind im Leben von Dr. Aaron Saphir nicht bedeutende und mannigfache Ereignisse, sondern seine frühen Beziehungen zur Botschaft Jesu und sein hervorragender Charakter als Zeuge Christi. Es zeigte sich besonders in der Frische und Originalität seiner Gedanken und Ausdrücke, vor allem in seiner geistlichen Kraft, dem tiefen Einblick in die Heilige Schrift. Als Christ konnte er die jüdische Herkunft seiner Gedanken und Gefühle nicht verleugnen – ebensowenig den eigentümlichen Geist der Familie Saphir. Der Ausdruck „mächtig in den Schriften“ (Apostelgesch. 18,24) kennzeichnet ihn recht gut.

Nur wenige konnten seine imponierende Erkenntnis des Geistes und Inhalts der biblischen Bücher erreichen. Er ließ in dieser Beziehung schon ahnen, wieviel Größeres wir von der verheißenen Wiederherstellung Israels erwarten dürfen.

Aus den Buch »Zeugen aus Israel«
- von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

PROF. NEANDER

(1789-1850)

Johann August Wilhelm Neander lebte gewissermaßen zwischen zwei Revolutionen, der französischen von 1789 und der deutschen Märzrevolution von 1848. Er wurde in Göttingen als Sohn eines jüdischen Geschäftsmanns Mendel geboren. Man nannte ihn David, nach dem größten König seines Volkes. Unter der ausschließlichen Erziehung durch die Mutter erlebte er mit fünf älteren Geschwistern seine Jugend in Hamburg und wurde auf der Gelehrtschule des Johanneums mit dem Geist der Aufklärung befruchtet.

Wie selbstverständlich gewann Lessings Freund Moses Mendelsohn – mit dem Davids Mutter verwandt war – den ersten starken Einfluss auf ihn. Er war hochbegabt und leistete in den klassischen Sprachen Vorzügliches als “der erste deutsche Jude, der in deutscher Literatur Ansehen errang.“

Plato, Schleiermachers »*Reden über Religion*« und »*die Schriften des Wandsbecker Boten*« führten den 16-jährigen unter Gottes Leitung zu Ihm hin, der seines Lebens Kern und Stern wurde. Im Februar 1806 ließ David Mendel sich taufen und nahm die Namen Johann August Wilhelm Neander an. Der Nachname, die griechische Übersetzung des deutschen Namens “Neumann“, sollte vielleicht auf den Studenten Neumann hinweisen, der zu seinem engsten Freundeskreis gehörte. Dessen Eigenart beschrieb Neander in einem Brief an Adalbert v. Chamisso mit den Worten: “Beten und Arbeiten, das mag der Grundton der Musik unseres Bundes sein.“

Noch auf der Reise zur Universität gab Neander seinen Plan, Jura zu studieren, auf und wandte sich der Theologie zu. Er fühlte sich verpflichtet, nach seiner Taufe “nicht ein stummes Mitglied des heiligen Bundes zu bleiben, sondern in die Reihe derer zu treten, die Christus in Freiheit und klarem Bewusstsein bekennen und tätig im Leben der Gemeinde wirken.“

In Halle machten Schleiermachers Vorträge über Kirchengeschichte den tiefsten Eindruck auf ihn und gewannen sein Herz für das, was seine Lebensaufgabe werden sollte: Die

Geschichte der Kirche zu erforschen und zu lehren. In Göttingen wurde der damals gelehrteste Kirchengeschichtsforscher, Plank, sein Lehrer. Dessen Schwächen und einseitige Urteilsbildung erkannte Neander schon als Student, und doch konnte er ihm 1831 zum 50-jährigen Dienstjubiläum schreiben: „Gott sei gepriesen, dass Er Sie uns zum Lehrer gegeben und so lange erhalten hat!“

In den Ferien wurde der 18-jährige mit Matthias Claudius persönlich bekannt. Das biblische Christentum des Wandsbecker Boten beeinflusste ihn so tief, dass er der romantischen Philosophie den Abschied gab. Fortan wollte er all seine Kraft dem Studium des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte widmen.

In der Wandsbecker Kirche hielt er auch seine erste Predigt. Die Ehefrau des Boten, Rebekka, gab dem vielversprechenden jungen Theologen bei seinem Abgang nach Heidelberg eine Empfehlung an den berühmten Übersetzer der homerischen Gedichte, Johann Hinrich Voß, von dessen Gelehrsamkeit Neander viel zu profitieren hoffte.

Neanders Tätigkeit als Professor in Heidelberg, wozu er schon 1811 berufen wurde, dauerte nur zwei Jahre. Sein Buch über Julian den Abtrünnigen (Perthes-Verlag) bahnte ihm 1813 den Weg auf einen Lehrstuhl der neugegründeten Universität Berlin. Dorthin übersiedelte er im Jahr der Befreiung, um die Stadt nie wieder zu verlassen.

Worin bestand nun die Leistung Neanders für die Kirche? Geben wir einem seiner Nachfolger, Adolf Harnack, das Wort: „Er hat das kirchengeschichtliche Studium neu belebt, Seelen für das Evangelium gewonnen und in seiner Person ein hohes Vorbild der Frömmigkeit und des Fleißes gegeben.“ Wodurch hat Neander das kirchenhistorische Studium neu belebt? Er verzichtete auf die schulmeisterliche Behandlung der Geschichte. Keinem Zeitalter trat er mit vorgefassten Meinungen als ein Alleswisser gegenüber, sondern lauschte auf die Quellen, auf die Stimmen der Kirchenväter und ihrer Gegner, auf die Heiligen und auf die Ketzer. Er sah die Aufgabe der Kirchengeschichte in der Entdeckung der Sauerteigkraft des Evangeliums (Matth. 13,33) in allen Jahrhunderten. Durch Neanders Kirchenges-

schichte weht jener frische, neue Zug in der Geschichtswissenschaft, das Bemühen, dort Verständnis zu suchen, wo andere bereits abgeurteilt hatten.

Er hatte die besondere Fähigkeit, sich in andere Personen und Zeiten einzufühlen. Ein Beispiel dafür bot Neanders erstes bedeutendes Buch über Julian und seine Zeit. Sein begeisterter Verleger gab Neander auch den ersten Anstoß zur Abfassung der »*Allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche*«. Bedeutsam ist seine Würdigung des Reformators Luther. Dieser erscheint nicht mehr wie in der Zeit der Aufklärung als der kühne Träger des Lichtes der Vernunft in finsterner Zeit, sondern als der fromme, von Gott gesandte Mann, "um die Kirche von dem unchristlichen Wesen zu reinigen und zu der ursprünglichen Reife und Freiheit zurückzuführen." Eine briefliche Äußerung zeigt, mit welchem Ernst er seine Arbeit tat: „Mit Furcht und Zittern gehe ich an das Werk, und der Abstand der Ausführung von dem Ideal, das ich in der Seele trage, schlägt mich nieder.“

„Bei Neander“, sagt man, „wird die Kirchengeschichte ganz von selbst erbaulich.“ Zwanzig Jahre hat Neander an seiner bis 1303 reichenden Kirchengeschichte gearbeitet und 10 Bände herausgegeben. Er hat versucht, sie im 11. Band weiterzuführen, bis ihm der Tod selbst die Feder aus der Hand nahm.

Bedeutend war Neander als Forscher, Darsteller und Gelehrter, mehr aber noch als akademischer Lehrer. Wenn Rossel, einer seiner vielen dankbaren Schüler, einer Dichtung auf Neander die Überschrift gab »Dem geliebtesten der Lehrer«, sprach er keine Schmeichelei aus, sondern eine allgemeine Tatsache.

Die verschiedensten Männer sind von Neander aufs Tiefste geprägt worden. Zu seinen bekanntesten Schülern zählen: Tholuck, später als Professor berühmtester Studentenvater des 19. Jahrhunderts in Halle; Joh. Hinr. Wichern, der Vater der Inneren Mission, und Richard Rothe, Gesandtschaftsprediger in Rom und später hoch geachteter Universitätslehrer in Heidelberg. Als Sohn einer vornehmen altpreußischen Beamtenfamilie fühlte sich dieser zunächst abgestoßen durch den äußerlich

vernachlässigten Gelehrten, dann aber konzentrierte er sich und richtete sein ganzes Interesse auf Neanders Vorlesungen und berichtete begeistert nach Hause:

„So tot Neander beim ersten Anblick scheint, einen so reichen Quell ewigen Lebens findet man in ihm, wenn man tiefer nachgräbt. Er ist ein wunderbarer Mann, äußerlich vollkommen abgestorben, innerlich frisch und markig. Sein Leben als Christ strömt aber nicht freudig heraus, sondern leuchtet nur schwermütig hindurch wie der Mond zwischen Gräbern.“

Zu den allergetreuesten Freunden zählte Justus Jacobi, später Professor in Halle und Herausgeber von Neanders schriftlichem Nachlass. Selbst über die Grenzen der evangelischen Kirche hinaus hat Neander gewirkt. Er beeinflusste auch den jungen Möhler. Als dieser sein Examen abgeschlossen hatte, suchte er im Winter-Semester 1822/23 norddeutsche Professoren auf. Dabei hörte er auch Neander. Möhler wurde später als katholischer Professor in Tübingen berühmt.

Wodurch bezwang Neander seine Schüler? Durch seine christliche Persönlichkeit, seine Demut und Einfalt, seine Selbstverleugnung und Liebe. „Weil er nichts anderes war und sein wollte als ein akademischer Lehrer. Diesen Beruf erfüllte er in vollkommener Weise und brachte den Studenten sein ganzes Herz entgegen. So ist er von der akademischen Jugend ergriffen und gleichsam aufgesogen worden. Dabei sprach er mit ihnen nicht viel über die Erfahrungen des inneren Lebens. Unnötigen Bekenntnissen, wie sie von pietistisch geschulten Studenten ausgesprochen wurden, setzte er nicht selten ein schonendes Schweigen entgegen.“ Nicht für sich, sondern für Christus und sein Evangelium suchte er die jungen Menschen zu gewinnen.

Aber nicht nur für sie war er in seiner Person ein hohes Vorbild der Frömmigkeit und des Fleißes, sondern auch vielen Pfarrern und gläubigen Laien konnte er durch sein gedrucktes Wort Licht geben. Seiner Persönlichkeit war jede List und alles unlautere Verhalten (auch auf dem Gebiet der Kirchenpolitik) nicht nur fremd, sondern verhasst. Ob er Aufsehen erregte und sich die Abneigung gläubiger Freunde zuzog, kümmerte ihn nicht. Er warnte den Minister später vor einem Verbot von

David Friedrich Strauß' »*Leben Jesu*« und blieb dabei, dass Gründe durch Gründe widerlegt werden müssten. Um diese Mannhaftigkeit des sonst so schüchternen und äußerlich unbeholfenen Mannes recht zu würdigen, muss man bedenken, in welcher Zeit er so gegen den Minister auftrat.

Es war erst zehn Jahre her, dass der Turnvater Jahn vom Totenbett seines Kindes nachts weggeholt und ins Gefängnis gebracht wurde, dass man Schleiermachers Predigten überhörte und bei Ernst Moritz Arndt wenige Stunden nach der Geburt seines Sohnes Haussuchung durchführte, wobei man selbst im Wochenbett seiner Ehefrau nach versteckten Schriften suchte.

Neander war eine *anima candida* (reine Seele) und ein gütiger Mensch, der nicht nur als Gelehrter "die seltene Fähigkeit besaß, das Gute zu sehen." Mit Recht wurde sein Name bis zur Inflation in den Reihen der Berliner Theologiestudenten festgehalten durch den »Neanderschen Krankenverein«, der den Satzungen nach nicht nur eine Unterstützungskasse für erkrankte Studierende der Theologie sein sollte, sondern auch Krankenbesuchsverein.

Den Veranstaltungen christlichen Lebens in seiner Zeit entzog sich der stille Gelehrte nicht. Er gehörte zu den Begründern und Förderern der Preussischen Hauptbibelgesellschaft. Aber er geizte mit seiner Zeit und besuchte Sitzungen nur dann, wenn er sich von seiner Anwesenheit wirklichen Nutzen versprach. Einladungen zu den Festen der Bibelgesellschaft schickte er häufig an hohe Persönlichkeiten. Mit den Einladungen waren nämlich immer interessante Beiträge verbunden.

Der Sache Jesu Christi mit seinen Gaben und Kräften zu dienen, war ihm höchstes Gebot bis zu der Stunde, da er – noch am 11. Band seiner Kirchengeschichte arbeitend – sein großes Werk mit den Worten beschloss: „Ich bin müde; ich will nun schlafen gehen, Gute Nacht!“

- Aus »Der Messiasbote« (8/1951), von Lic. A. Krieg -
Nachrichten der Berliner Landeskirchlichen Judenmission

WERNER SYLTEN

(1893-1942)

Werner Sylten wurde am 9. August 1893 geboren. Er gehörte zu der Theologengeneration, die den ersten Weltkrieg mitmachte, und die durch das Erlebnis der Jugendbewegung und die evangelisch-soziale Arbeit Friedrich Naumanns stark beeinflusst wurde. Fürsorge und Seelsorge wurden von Sylten immer als Einheit gesehen. Schon frühzeitig wurde er als Leiter für das »Thüringische Mädchen-Erziehungsheim« berufen. Er versuchte, in dieser Arbeit neue Wege zu gehen, und war vor allem von der pädagogischen Bewegung (Nohl, Weniger und Flittner) so stark beeindruckt, dass er alles tat, um die Erkenntnisse der modernen Pädagogik für die Fürsorgeerziehungsarbeit auszuwerten.

Nach dem Jahr 1933 musste Sylten diese hoffnungsvolle Arbeit aufgeben, weil er nicht die "rassischen Voraussetzungen" zur Erziehung deutscher Jugend mitbrachte. Werner Sylten hatte einen "nicht-arisches" Elternteil, war sich aber dessen nie bewusst gewesen, da beide Eltern der christlichen Kirche angehörten. Er verlor auch bald darauf seine Frau. Sein Wunsch, seinen unverheirateten Kindern eine neue Mutter zu schenken, musste unerfüllt bleiben, weil er, als "Mischling", eine "Arierin" nicht heiraten durfte.

Sylten wurde dann Geschäftsführer der thüringischen Bekennenden Kirche und hat hier in schweren Zeiten manchen brüderlichen Dienst geleistet. - Im Jahr 1938 bat ich ihn, in die Arbeit der »HILFSSTELLE FÜR EVANGELISCHE RASSENVERFOLGTE« in Berlin einzutreten, und er hat diesem Wunsch gern Folge geleistet.

Die Hilfsstelle war 1937 von mir mit Männern der Bekennenden Kirche gegründet worden und stellte sich die Aufgabe, allen rassistisch Verfolgten die Hilfen zu leisten, die nötig und geboten waren. Es handelte sich nicht nur um die Auswanderungsberatung und -planung, sondern vor allen Dingen auch um die seelsorgerliche Betreuung, die wirtschaftliche Versorgung und den erforderlichen Rechtsschutz der Verfolgten. Die Arbeit wurde von dem Reichssicherheitshauptamt geduldet, aber nicht anerkannt. Sie durfte nur den Namen »BÜRO PFARRER GRÜBER«

tragen. In dieser Arbeit an verfolgten und bedrängten Menschen konnte Werner Sylten den ganzen Reichtum seiner seelsorgerlichen Güte entfalten.

Von den vielen tausenden Menschen, die hilfeschend in das Haus "An der Stechbahn" kamen, ist keiner ungetröstet fortgegangen. Wenn menschliche Hilfe so oft ausblieb und versagte, dann ging doch jeder, der mit Werner Sylten zusammengekommen war, mit dem Bewusstsein, dass er nicht leer und hoffnungslos davon gehe. Manche haben es dankbar bestätigt, dass sie zwar zu ihm gekommen seien und andere Hilfe erwartet hätten, dass sie aber Besseres und Bleibenderes mitgenommen hätten.

Als ich im Dezember 1940 verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht wurde, hat Werner Sylten, unterstützt von den Männern des Beirates (Superintendent Albertz, Pfarrer Braune-Lobethal und Amtmann Schake) und den vielen treuen Mitarbeitern des Büros unentwegt die Arbeit weitergeführt.

Im Februar 1941 wurde er dann auch verhaftet und das Büro endgültig geschlossen. Von den letzten Mitarbeitern des Büros – es waren ungefähr dreißig – haben nur wenige den Tag der Befreiung erlebt; alle andern sind entweder gestorben, vergast oder sonst getötet worden.

Werner Sylten wurde nach längerer Haft im Berliner Polizeipräsidium in das Konzentrationslager Dachau überführt. Hier im Lager war er wieder der gute Kamerad, der in seiner feinen und versöhnlichen Art all die Spannungen, die bei langer Haftzeit unausbleiblich sind, zu beseitigen verstand. Die Predigten, die er uns in der kleinen Gemeinde der evangelischen Pfarrer hielt, waren uns in diesen schweren Zeiten immer eine große Stärkung. Leider ist es nicht gelungen, eine von diesen Predigten zu retten. Ich hatte sie nach seinem Tod an mich genommen und immer wieder verstecken können, bis sie eines Tages bei einer unverhofften Kontrolle entdeckt und vernichtet wurden.

Werner Sylten gehörte, wie die meisten Pfarrer in Dachau, dem Arbeitskommando "Plantage" an. Mehrere tausend Häftlinge arbeiteten in der nahe beim Lager gelegenen Heilkräuter-

plantage der SS. Sommer und Winter waren sie schutzlos der Witterung im Dachauer Hochmoor ausgesetzt. Alle Arbeiten, das Pflügen und Eggen und der Transport in schweren Lastwagen, wurde von Häftlingen durchgeführt. Während der Arbeitszeit gab es keine Möglichkeit, irgendeine Erfrischung zu nehmen oder einmal ein wenig Schutz vor der Sonne zu suchen. Das Hocken, Sitzen oder Knien bei der Arbeit war strengstens verboten. Die Kopfbedeckung, die Häftlinge bis zum Frühjahr 1942 getragen hatten, war ihnen auch genommen, d.h. sie war als "freiwillige" Spende des Lagers der Textilspende des deutschen Volkes zur Verfügung gestellt worden. Die Verpflegung der hart arbeitenden Männer bestand aus dünner Wassersuppe, einer knappen Brotration, die abends empfangen und dann oft ganz verzehrt wurde, so dass ein großer Teil der Belegschaft immer morgens nüchtern zur Arbeit ging. Vor allen Dingen forderte der heiße Sommer 1942 viele Opfer.

Eines Abends kam Werner Sylten von der Arbeit zurück, den Körper voller Blasen, die durch den Sonnenbrand hervorgerufen waren. Das Leiden verschlimmerte sich immer mehr, aber er wagte nicht, in das Revier zu gehen, da er fürchtete der "Invaliden-Kommission" zum Opfer zu fallen. Die Kommission bestand aus einigen SS-Männern, darunter einem Arzt, die plötzlich im Lager auftauchten und eine ihr aufgetragene Zahl von nichtarbeitsfähigen Männern aussuchte, die dann getötet wurden. In der Regel handelte es sich um Transporte von 350 Mann. Die Kommission machte sich die Arbeit leicht und fing meistens im Krankenrevier an, wo sie soviel Menschen zusammenfand, wie sie benötigte.

Sobald die Invaliden abtransportiert waren, was meist während der Nacht geschah, hörten wir anderen nichts mehr von ihnen, bis ihre Privatsachen plötzlich wieder auf der Kammer landeten. Diese Privatsachen wurden dann mit einer Urne voll Asche den Angehörigen zugeschickt. Meistens war noch ein Brief der Lagerleitung beigelegt. Diese Briefe hatten im allgemeinen folgenden Inhalt: „Wir müssen Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass der Häftling N.N. an (abwechselnd: Herzschlag, Lungenentzündung oder Typhus) gestorben ist. Alle Bemühungen, die angestellt wurden, ihn am Leben zu erhalten, scheiterten zu unserm großen Leidwesen. Wir bedauern dies um so mehr, als seine Führung im Lager sich so gebessert hatte, dass

mit einer baldigen Entlassung aus der Schutzhaft zu rechnen war.“

Werner Sylten hatte immer mehr als wir anderen eine gewisse dunkle Ahnung und darum Furcht vor dieser Invaliden-Kommission und daher eine Abneigung gegen das Revier. Da die Schmerzen aber immer größer wurden und die Arbeit in der Sonne die Schmerzen unerträglich machte, meldete er sich doch krank und wurde ins Revier gebracht.

Wir bekamen nach kurzer Zeit gute Nachrichten von seiner Genesung. Eines Morgens kam dann die Schreckenskunde zu uns, die Invaliden-Kommission sei im Revier gewesen, habe 700 Menschen ausgesucht, darunter auch 4 Pfarrer, 2 süddeutsche katholische Geistliche, auch Pfarrer Werner Sylten und der ehemalige Berliner Pfarrer Ernst Behrendt. Die von der Invaliden-Kommission ausgesuchten Häftlinge mussten sofort die Verbindung mit den anderen Häftlingen aufgeben. Sie wurden in einen besonderen Block verlegt, der mit Stacheldraht gesichert war. Jeder Verkehr von Häftlingen mit diesen Invaliden wurde auf das strengste bestraft.

Immer wieder versuchte ich mit Sylten Fühlung zu bekommen. Es gelang mir endlich an seinem Geburtstag, an einem Sonntag. Am Sonntag wurde mit Rücksicht auf die Wachmannschaften, die die Arbeit beaufsichtigten, nur bis 4 Uhr nachmittags gearbeitet. Die zum Sonntagsdienst kommandierten SS-Leute waren an diesem Tag mit ihren Gedanken oft abgelenkt. So gelang es mir in den späten Nachmittagsstunden zu Sylten vorzudringen und ihm die Geburtstagsgabe, 1 Scheibe Brot und 2 Kartoffeln, zu bringen. Tags vorher war Pfarrer Behrendt im Invalidenblock gestorben. Sein schwaches Herz hatte die mancherlei Schikanen und Aufregungen nicht ertragen, und so wurde er vor dem schweren Weg bewahrt. Sylten hatte ihm in der Sterbestunde den letzten seelsorgerlichen Dienst erweisen können.

Dieses Gespräch in jener Sonntagabendstunde wird mir unvergesslich bleiben, denn es gehört zu den schwersten Stunden meines Lebens, mit diesem totgeweihten Mann über den schweren Weg zu sprechen und die wenigen Hoffnungen, die wir noch hatten. Ich durfte ihm erzählen von all den Bemühungen, die ich anstellte, um ihn von der Liste der

Invaliden streichen zu lassen. Sylten wusste, dass es mir einmal gelungen war, einen tschechischen Pfarrer, der bereits auf der Liste stand, zu retten, und dass ich auch für ihn alles wagen würde. Des öfteren wurde von den Häftlingen, die in der sogenannten Lager-Selbstverwaltung als Schreiber und Listenführer tätig waren, der Versuch gemacht, Kameraden dadurch zu retten, dass man in die Liste eine andere Nummer eintrug, und zwar eines Häftlings, der entweder schon gestorben war oder der im Sterben lag. Die Häftlinge waren ja nur Nummern und wurden nur als solche gewertet. Es war auch im Falle Sylten schon vereinbart, für ihn eine andere Nummer einzusetzen. Die in Frage kommenden Häftlinge und ich selbst riskierten dabei das Leben. Beim ersten Schub wurde Sylten noch nicht mitgeschickt. Er sollte zwischen dem ersten und zweiten Schub aus der Baracke verschwinden, d.h. seine Nummer mit einem inzwischen verstorbenen Kameraden tauschen. Beim Abtransport des ersten Schubs fragte der SS-Arzt: „Ist der Pfaffe dabei, der Jude ist?“ Damit war Sylten gemeint. Der für die Listenführung verantwortliche Häftling meldete ihm, dass Sylten für den zweiten Schub vorgesehen sei.

So wagte keiner mehr von meinen Kameraden, diese „Schiebung“ weiter mitzumachen, und wir mussten Werner Sylten scheiden sehen. Jeden Abend hatten wir bei den Abendgebeten, die Protestanten und Katholiken vor dem Schlafengehen gemeinsam sprachen, auch seiner gedacht wie aller derer, die zum Transport zusammengestellt waren. Das gerade die Fürbitte für Werner Sylten, der wohl kaum einen Gegner auf seinem Block hatte, besonders herzlich war, brauche ich nicht zu betonen. Gott hatte all unsere Bemühungen vereitelt, und wir beugten uns seinem Willen.

In der Frühe eines strahlenden Spätsommertages sahen wir dann den zweiten Schub von der Invalidenbaracke zum Tor ziehen, wo die Lastwagen bereitstanden, die sie abtransportieren sollten. Es bleibt mir ein unvergessliches Bild, wie diese Schar der Männer daherzog, wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden und ihren Mund nicht auf tun.

Ich selbst hatte mich hinter einer Pappel versteckt, um von den Wachtmannschaften nicht gesehen zu werden. Werner Sylten hat mich erkannt und nickte mir noch einmal zu. Es war

das Kopfnicken eines wissenden Menschen, der nicht nur um den schweren Gang weiß, der vor ihm liegt, sondern der die Gewissheit hat, dass sein Erlöser lebt.

Ernst Behrendt, der nicht mehr bei der Schar war, hatte einige Wochen vor der Verlegung auf den Invalidenblock den Besuch seines Sohnes empfangen, der als Soldat in Frankfurt stand, und der in seinem Fronturlaub die Erlaubnis bekommen hatte, den Vater zu sprechen. Beim Abschied hatte Ernst Behrendt, der auch wohl sein Ende ahnte, seinem Sohn gesagt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, wir sind des Herrn.“

Am Abend dieses schweren Tages sprach ich vor dem Nachtgebet mit den Kameraden unseres Blockes über dieses Wort. Den Gottesdienst am folgenden Sonntag gestalteten wir als Feierstunde für Werner Sylten, und auch von den katholischen Kameraden fehlte keiner. Man hat einmal gefragt, welches der Unterschied sei zwischen Dantes „Inferno“ und dem Konzentrationslager der SS, und die Antwort lautete: „In Dantes „Inferno“ können die gequälten Menschen wenigstens klagen und weinen, das ist im Konzentrationslager nicht möglich.“ Und doch ist auf die staubige Lagerstraße manche verborgene Träne gefallen, und der harte Strohsack hat in der Nachtzeit manche Träne aufgenommen. Auch von dem Lager Werner Syltens hatten wir manchmal des Nachts ein leises Schluchzen gehört, vor allen Dingen dann, wenn ein Brief seiner Kinder angekommen war. An dem Abend, an dem dieser unser bester Kamerad und treuester Bruder von uns ging, haben wir uns der Tränen nicht geschämt. Wir wissen ja auch um die Verheißung Gottes, der die ungesehenen Tränen zählt und in seinem Tränenkrug sammelt. Wo wir mit dem Psalmisten beten: „Zähle die Wege meiner Flucht, fasse meine Tränen in deinen Krug. Ohne Zweifel, du zählst sie“, da können wir mit ihm bekennen:

Ich will rühmen Gottes Wort,
Ich will rühmen des Herrn Wort.
Ich habe dir, Gott, gelobt, dass ich dir danken will.

»In memoriam Werner Sylten«,
- von Propst D. Heinr. Grüber -

* * * * *

FRIEDRICH WEIBLER

(1891-1937)

Friedrich Weißler war am 28. April 1891 als Sohn jüdischer Eltern geboren. Er und seine Geschwister wurden schon in frühester Jugend getauft. Rassisch gesehen war er "Volljude".

Nachdem er in den Jahren 1914-1918 Kriegsteilnehmer des 1. Weltkrieges gewesen war und im Jahre 1919 sein Assessor-Examen bestanden hatte, wurde er 1921 am Landgericht in Halle angestellt.

Im Jahr 1922 heiratete er die evangelische Pastorentochter, Johanna, geb. Schäfer. Verhältnismäßig schnell rückte er bis zum Landgerichtsdirektor auf. Im Jahr 1933 wurde er als Landgerichtsdirektor von Halle nach Magdeburg versetzt, bald darauf aber wegen seiner jüdischen Abstammung und wegen Verurteilung eines SA-Mannes aus dem Dienst entlassen.

Als nach der Synode von Dahlem im November 1934 eine *Vorläufige Leitung der Evangelischen Kirche* in Berlin gebildet wurde, berief man ihn in die Kanzlei der Vorläufigen Leitung als juristischen Mitarbeiter.

In dieser seiner Tätigkeit hat sich Weißler bewährt, als ein Mann, der mit großem Weitblick, mit Klugheit und Güte ausgestattet war. Er hielt mit seinem Urteil sehr oft zurück. Sobald aber Fragen des Bekenntnisses zur Verhandlung standen, trat er klar und fest für seine Überzeugung ein und brachte sie auch den Theologen gegenüber in zwar bescheidener, aber bestimmter Weise zur Geltung. Er war darauf bedacht, in aller Stille seinen Dienst zu tun, dabei aber, soweit es ihm gegeben war, für die Reinerhaltung der christlichen Lehre mit ganzem Nachdruck einzutreten.

Dabei stand es ihm von vornherein fest, dass der Weg der Kirche ein Leidensweg sein würde, und dass auch er selbst, noch dazu, weil er als "Volljude" besonders gefährdet war, den Weg des Leidens gehen müsse. Er hatte mit seiner natürlichen Leidensscheu sehr zu kämpfen, sie aber überwunden, weil ihm der Gehorsam gegen den Befehl Jesu Christi über alles stand. Er zeigte unbedingten Gehorsam, verbunden mit klarem, juristisch geschulten Verständnis und Lauterkeit des Charakters, die vor keiner Konsequenz zurückscheute. Das wurde bereits deutlich,

als er in seiner Eigenschaft als *Rechtsberater der Vorläufigen Leitung* der Evangelischen Kirche im Jahr 1935 in der "JUNGEN KIRCHE" einen Aufsatz veröffentlichte. Er trug die Überschrift »*Von der rechtlichen Bedeutung des Bekenntnisses*«.

Darin stellte er fest, dass das Bekenntnis zu Jesus Christus oberster Maßstab für alles ist, was in der Kirche vorgeht, und dass auch das kirchliche Verwaltungsrecht davon nicht ausgenommen ist. Eindeutig betonte er: „Ein anderer Maßstab neben oder gar über dem Bekenntnis ist unzulässig, weil er dem alleinigen Herrschaftsanspruch Gottes widersprechen würde.“

Weißler ist sich darüber klar, dass die strenge Durchführung dieses Grundsatzes unter Umständen die Rechtssicherheit der Kirche aufheben oder untergraben würde. Er hält es aber für ein kirchenwidriges Verhalten, den Grundsatz der Rechtssicherheit über das Bekenntnis zu stellen. Darum fordert er mit zwingender Logik und unnachgiebigem Ernst, das Recht der Kirche ausschließlich vom Bekenntnis her zu gestalten. Das Bekenntnis zu Jesus Christus darf und kann nicht nur ein Vorspruch sein, der gewissermaßen als eine unverbindliche Zierde einer kirchlichen Verfassung vorangestellt wird. Die gesamte Verfassung der Kirche und alle mit ihr gegebenen Ordnungen müssen vom Bekenntnis her gestaltet sein und den Geist des Bekenntnisses atmen. Dabei handelt es sich eben nicht nur um die Wiederholung der kirchlichen Bekenntnisformeln, sondern um ein unmittelbares aktives Bekennen und um die Vergegenwärtigung dessen, was im Bekenntnis der Kirche seinen Ausdruck gefunden hat.

In noch stärkerer Weise als hinsichtlich der Stellung zum Recht sollte Weißler Bedeutung gewinnen in der Frage: Kirche und Politik. Das Bekenntnis »JESUS CHRISTUS DER HERR« durfte sich nach Weißlers fester Überzeugung nicht darauf beschränken, dass wir etwa sagen: „Jesus Christus der Herr der Kirche.“ Es muss ebenso erkannt werden, dass dieses Bekenntnis lautet: „Jesus Christus ist der Herr der W e l t.“ Wie Weißler selbst sich und sein Leben ganz unter den Herrschaftsanspruch Jesu Christi gestellt hatte und sich um jeden Preis bemühte, in ganzer Schlichtheit und Lauterkeit ein Christ, ein Jünger Jesu Christi zu sein, so stand es für ihn fest, dass dieser Herrschaftsanspruch Jesu Christi sich auf die ganze Welt erstreckt und

darum den ernstesten Christen auch zum Dienst an der Welt verpflichtet.

Diesen Dienst an der Welt leistet die Kirche nicht nur dadurch, dass sie missionierend die Botschaft von Jesus Christus zu den Kirchenentfremdeten und zu den Heiden hinausträgt, sondern auch dadurch, dass sie ihre Stimme erhebt, wo immer Gebote Gottes außer acht gelassen oder übertreten werden. Sie muss ihre Stimme erheben auch gegen den Staat, soweit dieser in Auflehnung gegen die göttlichen Gebote handelt.

Darum war es für Weißler selbstverständlich, dass gegen den Totalitätsanspruch des Staates, wie er im Dritten Reich erhoben wurde, von der Kirche aus ein klarer Einspruch geltend gemacht werden müsse. Die Kirche konnte sich um so weniger diesem Auftrag entziehen, als ja keine andere Stelle in der Lage war, mit innerer Vollmacht dem totalen Staat entgegenzutreten, ihn zu der Ablegung seines Totalitätsanspruches zu veranlassen und auf den Weg zum Rechtsstaat zurückzuführen.

Dass das Dritte Reich aufgehört hatte, ein Rechtsstaat zu sein, war vielen einsichtig geworden. Wie dieser Fehlentwicklung begegnet werden könne, war die Frage, die immer wieder in der Stille erörtert wurde. Zum Teil ist die Widerstandsbewegung aus diesem Willen heraus erwachsen, dem totalen Staat mit der Forderung des Rechtsstaats zu begegnen.

Die Vorläufige Leitung der Evangelischen Kirche, die im Frühjahr 1936 nach der »Vierten Bekenntnissynode von Oeynhausens« neu gebildet worden war, wusste sich dazu berufen und bevollmächtigt, dem Staat gegenüber ein deutliches Zeugnis abzulegen.

Unter lebhafter Mitarbeit von Friedrich Weißler ist damals die bekannte Denkschrift »AN DEN FÜHRER« von der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche verfasst worden. Darin wird gleich im Eingang ausgesprochen, dass die Vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche in Verbindung mit dem Rat der Deutschen Evangelischen Kirche das Schreiben im Gehorsam gegen ihren göttlichen Auftrag übergibt, vor jedermann – auch vor den Herren und Gebietern der Völker – ungescheut Sein Wort und Sein Gebot zu bezeugen.

Die Denkschrift beschränkt sich nicht darauf, politische Übergriffe auf das kirchliche Gebiet abzuwehren, sondern sie ist darauf bedacht, möglichst alle Lebensgebiete zu erfassen und vor der gefährlichen Entwicklung zu warnen, die im Dritten Reich immer mehr sichtbar geworden war.

Sie weist zunächst auf *die Gefahr der Entchristlichung* hin, um sodann das Schlagwort vom "positiven Christentum" einer Kritik zu unterziehen. Sie erinnert an das *Wort Rosenbergs*, *man müsse in diesem Kampf um einen deutschen Glauben das Gegnerische nicht schonen, sondern es geistig überwinden, organisatorisch verkümmern lassen und politisch ohnmächtig erhalten.*

An einer Fülle sorgfältig geprüfter Beispiele weist sie auf, dass nach diesem Grundsatz Rosenbergs tatsächlich verfahren wird, und dass somit *eine Zerstörung der Kirchlichen Ordnung vom Dritten Reich planmäßig betrieben wird.* Sie geht dann auf die Frage der Entkonfessionalisierung ein und führt den Beweis, dass unter diesem Schlagwort *der Kirche ihre Öffentlichkeitsarbeit unmöglich gemacht werden soll.*

Auch zur nationalsozialistischen Weltanschauung nimmt die Denkschrift Stellung und erhebt dagegen *Einspruch, dass Blut, Rasse, Volkstum und Ehre den Rang von Ewigkeitswerten erhalten.* Der evangelische Christ wird durch das erste Gebot gezwungen, diese Bewertung abzulehnen. Der Verherrlichung des arischen Menschen gegenüber bezeugt die Denkschrift aus Gottes Wort die Sündhaftigkeit aller Menschen. *Sie warnt vor einem Antisemitismus, der letztlich, weil er zum Judenhass verpflichtet, zur Judenverfolgung führen muss.*

In einem ausführlichen Abschnitt bringt die Denkschrift die tiefe Besorgnis zum Ausdruck, dass *eine dem Christentum wesensfremde Sittlichkeit in unser Volk eindringt und es zu zersetzen droht.* Sie weist darauf hin, dass aus dem Geist einer völkischen Nützlichkeitsmoral die Missachtung des Gebotes der Wahrhaftigkeit erwächst. Sie warnt vor der Häufung von Eiden, die dem Eid seine Würde rauben und den Namen Gottes entheiligen. Auch erhebt sie ihre Stimme gegen eine immer mehr zutage tretende Willkür in Rechtsdingen, aus der heraus Dinge geschehen sind, die vor dem Herrn Jesus Christus nicht recht sind. Wörtlich heißt es dann: „Das evangelische Gewissen, das sich für Volk und Regierung mit verantwortlich weiß, wird aufs

härteste belastet durch die Tatsache, dass es in Deutschland, das sich selbst als Rechtsstaat bezeichnet, immer noch Konzentrationslager gibt und dass Maßnahmen der Geheimen Staatspolizei jeder richterlichen Nachprüfung entzogen sind.“ Zum Schluss wird auch dem Staat gegenüber nachdrücklich der Anspruch Gottes bezeugt.

War schon lange vorher die Gestapo eifrigst beflissen, den „illegalen“ Pressedienst der Bekennenden Kirche aufzuspüren und auszuheben, so versuchte sie, nachdem die Denkschrift im Ausland veröffentlicht war, erst recht zum Ziel zu kommen und die „Schuldigen“ der Bestrafung zuzuführen.

Am 3. Oktober 1936 kamen gegen 11 Uhr abends Gestapo-Beamte in die Wohnung Weißlers. Sie holten ihn aus dem Bett und forderten ihn auf, zwecks einer Vernehmung mit ihnen zu kommen. Der Schreibtisch und der Bücherschrank wurden einer gründlichen Durchsuchung unterzogen.

Weißler verließ mit den Beamten die Wohnung. Er und seine Angehörigen hofften, dass er nach einigen Vernehmungen zurückkehren würde. Er ahnte bei seinem Abschied nicht, dass er seine acht- und elfjährigen Söhne nie wiedersehen würde.

Zunächst kam er in Einzelhaft. Eine Betätigung wurde ihm untersagt. Es wurde ihm auch verboten, an seine Frau zu schreiben, jedenfalls in den ersten Wochen. Erst auf verschiedene Bitten hin erhielt er seine eigene Bibel.

Diese Wochen der erzwungenen Stille hat Weißler zu eingehendem Bibelstudium benutzt. Ihm fehlte der Gemeindegottesdienst. Großes Verlangen hatte er nach dem heiligen Abendmahl.

Allmählich wurde ihm eine gewisse Erleichterung zuteil, da es ihm gestattet wurde, gelegentlich seine Frau, einmal auch seine Mutter zu sprechen, freilich immer nur für kurze Zeit und immer nur in Anwesenheit von Gestapo-Beamten.

Zum Weihnachtsfest sandte er an seine Angehörigen sorgfältig ausgewählte Bibelsprüche als seinen besonderen Gruß und seine Gabe. Vom Weihnachtsfest selbst schrieb er: „Das Christkind war auch bei mir, jedoch nur im Geist. Aber Gott ist ja Geist, und das Christkind kommt lieber in Niedrigkeit als in

Pracht. Christbaum und Geschenke habe ich nicht vermisst, nur Euch, denen ich von meiner inneren Fülle so gerne abgegeben hätte.“

Im Februar 1937 wurde ihm bekannt gegeben, dass er in das Lager Sachsenhausen verlegt würde. Wenn er auch darauf hoffte, dass damit die ihn seelisch bedrückende Einzelhaft beendet sein würde, so machte er sich doch auf ernste Leiden im Lager gefasst. In seiner täglichen Bibellese wurde er auf Markus fünf geführt. Die Geschichte von dem Töchterlein des Jairus beschäftigte ihn besonders stark. Vor allem ging das Wort mit ihm aus Markus 5,36: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“

So konnte er an seine Angehörigen schreiben: „Arme Frau, arme Mutter, arme Kinder, Gott wird Euch trösten. Ich kann es nicht. Lest Psalm 27. Ich habe wunderbare Ruhe und Kraft geschenkt bekommen, denn ich weiß, dass der Herr auch im Lager mir täglich helfen wird, wie er es bisher so wunderbar getan hat. ›Fürchte dich nicht, glaube nur!‹ Dieses Wort begleitet mich und stärkt mich ungemein. Wirklich, wenn wir glauben, dass Gott der liebe Vater ist, der uns hilft, wovor sollten wir uns fürchten? Er hilft ja nicht nur zum Leben, sondern auch in den Nöten des Alltags. Hilft er uns aber im Alltag, so können wir jeder Zukunft getrost ins Auge schauen.“

Am 13. Februar 1937 wurde Weißler nach Sachsenhausen gebracht. Schon der Empfang dort wird als sehr übel bezeichnet. Alsbald bemächtigten sich die Wachmannschaften des Lagers seiner. Er wurde von den anderen getrennt. Man behandelte ihn besonders schlimm, indem man ihn als „Judenschwein“ bezeichnete.

Er bekam eine Einzelzelle im Arrestbau. Sechs Tage und sechs Nächte lang haben die Wachmannschaften *nach einem vorliegenden Bericht* Weißler beschimpft, bespuckt und geschlagen. In der letzten Nacht wurde er niedergeboxt. Die Eingeweide wurden ihm buchstäblich mit schweren Kommissstiefeln zertrampelt. Danach wurde der Ermordete aufgehängt, um einen Selbstmord vorzutäuschen.

Erst nach vielen Bemühungen seitens der Vorläufigen Leitung wurde die Leiche aus dem Lager freigegeben. Sie konnte auf dem Stahnsdorfer Friedhof in Berlin beigesetzt

werden. Die Trauerrede hielt Pastor Asmussen. Jegliches persönliche Wort war ihm von der Gestapo verboten worden. Während der Beisetzung hielt sich die Gestapo beobachtend und fotografierend in der Nähe auf.

Es war Weißlers Grundsatz, allezeit das Notwendige um Christi willen zu tun. Christus war für ihn Gottes höchstes Gebot und Gottes höchste Gabe. Von Christus her ist unserm Bruder Weißler die Kraft zuteil geworden, dass er, der feinfühligste, zarte, von Gestalt kleine und im Grunde seines Wesens furchtsame Mensch, auch über die Furcht hat obsiegen können. So wird das Wort, das ihn in den letzten Wochen bewegt und gestärkt hat, zu seinem Vermächtnis für die Gemeinde: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“

- Aus dem Gedenkbuch (1949) für die Blutzugehörigen der Bekennenden Kirche
»Und folget ihrem Glauben nach!« von B.H.Forck.-

* * * * *

PETER R. SMOLJAR

(1884-1949)

„Ich wurde im Jahr 1884 geboren und verbrachte meine Kindheit in einem streng orthodoxen Elternhaus in dem Städtchen Luck in Südwest-Russland. Mein Vater starb als ich kaum 7 Jahre alt war. Meine Mutter, die aus einer Rabbiner-Familie stammte, hatte nur einen Wunsch: dass nämlich wenigstens einer ihrer Söhne Rabbiner werden sollte. Da ich mich schon als Kind sehr für die Lehren des Judentums interessierte, nahm man an, dass ihr Wunsch in mir erfüllt würde.

Je älter ich aber wurde, desto mehr schwand mein Interesse an jüdischen Dingen. Mit 15 Jahren wollte ich nichts mehr vom jüdischen Unterricht wissen und fühlte mich äußerst unglücklich in meinem orthodoxen Milieu. Ich entschloss mich, die Heimat zu verlassen und mein Glück wenn möglich in Odessa am Schwarzen Meer zu suchen. Das war die Stadt, von der jeder junge Mensch in unserm Teil der Welt träumte. Meine Mutter wollte natürlich nichts davon wissen. Sie fürchtete nicht ohne Grund, dass ich in der Großstadt bald meinen Glauben verlieren würde. Doch schließlich gab sie ihre Einwilligung.

So sehr ich auch versuchte, am Glauben meiner Mutter festzuhalten, wurde ich doch in zunehmendem Maße skeptisch und nach zwei Jahren war ich völlig davon überzeugt, dass das Judentum mir nichts geben konnte. Mit 17 Jahren war ich ein Atheist. Zwar gab es Momente, in denen ich die schreckliche Leere in mir fühlte und mich nach Frieden sehnte. Im Allgemeinen aber betäubte ich diese Gefühle, indem ich mich völlig dem politischen Radikalismus in die Arme warf, der damals ganz Russland bewegte. Ich wurde Mitglied einer radikalsozialistischen Organisation. Aber auch die Politik konnte mir nicht das ersetzen, was ich in meinem Glauben verloren hatte.

Meine Mutter war inzwischen nach Odessa gezogen und ich vertraute mich ihr an. Sie versuchte natürlich, mich für das Judentum zurückzugewinnen, und versicherte mir immer wieder, dass nur Gott mir den Frieden geben könnte, nach dem ich mich sehnte. Aber die Riten und Bräuche des traditionellen Judentums konnten mich nicht mehr befriedigen. So kam es im Jahr 1905 zur Krise meines Lebens.

In jenem Jahr ereigneten sich eine Reihe der furchterlichsten und blutigsten Pogrome. In Großstädten und kleinen Orten wurden die Juden zum Sündenbock des zaristischen Regimes gemacht. Man raubte ihnen alles, misshandelte sie und mordete Tausende. In unserer Stadt kamen über 300 Männer, Frauen und hilflose Kinder ums Leben während der drei Tage, die das Blutbad anhielt.

Einige meiner besten Freunde waren darunter, und ich begann zum ersten Mal, mich geistig mit der entsetzlichen Lage meines Volkes zu beschäftigen. Irgend etwas musste da nicht in Ordnung sein. Was war aus denen geworden, die auf so schreckliche Weise ums Leben gekommen waren? Wo wäre ich, wenn auch mich ihr Schicksal ereilt hätte? Gibt es eine Hoffnung jenseits des Grabes? Mein Judentum konnte diese Fragen nicht beantworten.

Gerade zu jener Zeit kam ich auf eine eigenartige Weise mit einem Evangelisten in Verbindung. Er machte mir das Wesen der Heilsbotschaft so einfach und deutlich klar, dass ich zu erkennen begann, wie die Liebe Gottes auch mich suchte und finden wollte. Je mehr ich mich mit dieser Botschaft

beschäftigte, umso deutlicher wurde es mir, dass Jesus von Nazareth der Messias gewesen war. Er, der mich von Sünde und Tod gerettet hatte, konnte auch mein Volk erlösen. Zum ersten Mal in meinem Leben erkannte ich, dass die Heilige Schrift in Wahrheit das Wort Gottes ist. Am 21.5.1906 nahm ich Christus als meinen Heiland an und am 7.9.1906 wurde ich getauft.“

Es lässt sich natürlich nicht genau feststellen, wieviel jüdische Menschen durch Peter Smoljar ihr Heil in dem Messias gefunden haben. Von 1907 bis 1949 wirkte er unermüdlich, erst in Russland und Polen, dann später in den verschiedenen Ländern Mittel-Europas, während des letzten Krieges in Birmingham, und schließlich noch als alter Mann in Südafrika.

Peter Smoljar war ein demütiger und überzeugter Christ aus Israel. Hunderte verdanken ihm, dass sie heute Nachfolger Jesu sind.

- Aus »Der Zeuge« (1/1950) -
Internationale Judenchristliche Allianz

* * * * *

W. GAMPER

Als in den heute fast vergessenen Jahren vor dem ersten Weltkrieg ein Ritualmordprozess in Kiew die Juden in ganz Osteuropa in Angst und Schrecken versetzte, hatte Gamper ein Erlebnis, das ihn zum ersten Mal mit Christus in Berührung brachte. Er beobachtete eine kleine Gruppe jüdischer Männer, deren Unterhaltung in Streit auszuarten schien, und wurde schließlich Zeuge, wie zwei der Männer über den dritten herfielen und ihn niederschlugen. Das geschah auf einer Straße in Riga, und es bewegte den jungen Gamper tief, dass Juden in Tagen gemeinsamer Not und Gefahr so brutal aneinander handeln konnten. Er eilte deshalb dem Zusammengeschlagenen zu Hilfe.

Der Mann war klein und schwächlich, richtete sich auf, lächelte, und anstatt zu schelten fand er Worte des Bedauerns für seine Angreifer, gegen die er sich nicht gewehrt hatte. Auf

Gampers Frage erzählte er, warum er misshandelt worden war. So hörte Gamper erstmalig das Evangelium von Christus, bekam ein hebräisches Neues Testament und begann darin zu lesen. Aber alles war ihm fremd und unbegreiflich, und das Buch verschwand in einer Ecke.

Bald darauf musste Gamper nach Finnland ins Feld ziehen. Gott ließ ihn aber nicht los und erinnerte ihn inmitten der Greuel des Krieges durch das Zeugnis eines gläubigen Soldaten an Christus, dessen Name die Juden so sehr zu hassen schienen, den aber der Missionar mit so viel Liebe und Verehrung ausgesprochen hatte.

Die Revolution verschlug Gamper nach Berlin, und es fügte sich, dass die Wohnung, die er mit seiner Frau bezog, in unmittelbarer Nachbarschaft einer Freien Christlichen Gemeinde lag. Eine Einladung zu den Gottesdiensten lehnte er zunächst mit dem Hinweis ab, dass er Jude sei. Man sagte ihm aber, dass sie die Juden lieb hätten, und da er noch nie solchen Christen begegnet war, ging er aus Neugierde zu einer der Andachten.

Nach dem Gottesdienst begrüßte ihn der Prediger sehr freundlich, bat ihn, doch wiederzukommen und gab ihm schließlich ein Buch, in dem er das Neue Testament wiedererkannte.

Diesmal begann er darin ernsthaft zu lesen, fand aber, dass er das Gelesene ohne Erklärung nicht verstehen konnte. Er hatte erfahren, dass der Missionar aus Riga sich angeblich in Berlin befände, und war überzeugt, dass dieser ihm helfen könnte. Auf der Suche nach ihm kam Gamper in unser Missionshaus und war erstaunt zu sehen, dass es so viele christusgläubige Juden gab. Er fühlte sich in unserm Haus wohl und versicherte mir, dass er vom Hören des Wortes Gottes großen inneren Gewinn hätte. Tatsächlich wandelte sich sein ganzes Wesen zusehends durch die Kraft des Geistes Gottes.

Er vertraute mir an, dass seine Frau, vor der er seine neue Überzeugung geheimgehalten hatte, ihm Sorge bereitere, denn sie war merkwürdig still geworden. Er liebte seine Frau sehr und hatte zwei Kinder. Nun zitterte er davor, seiner Frau die Wahrheit sagen zu müssen, denn er fürchtete, sie zu verlieren. Aber Gott griff wunderbar ein. Ohne Gampers Wissen hatte

auch seine Frau ein Neues Testament bekommen und war von dem Inhalt tief beeindruckt. Als ihr Mann eines Tages fortgegangen war, kam sie zu uns ins Missionshaus, um sich Rat zu holen, und fand zu ihrem unsagbaren Erstaunen ihren Mann dort vor.

Fortan kamen sie zusammen zu unsern Vorträgen. Als ich merkte, dass sie innerlich nicht recht vorwärts kamen, begann ich ihnen biblischen Unterricht zu erteilen. Dabei stellte sich heraus, dass Gamper noch sehr in den Lehren des Talmud steckte. Es begann ein Kampf, der mehr als zehn Monate dauerte. Dann siegte die Wahrheit, und Gamper bekannte, dass er nun endlich den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament gefunden habe.

Während Frau Gamper ganz zum Durchbruch kam und im Juni 1932 mit großer Freude den Herrn in der Taufe bekannte, fand es Gamper selbst fast unmöglich zu glauben, dass er ein verlorenen Sünder sei, den nur das Blut Christi retten konnte. Da half ihm der treue Gott durch einen Traum. Daraufhin betete Gamper zum ersten Mal in der Gewissheit, dass Gott ihm antworten würde. Und er antwortete. Gamper sah sich als Sünder und leistete keinen Widerstand mehr, sondern empfing in Demut und Dankbarkeit Vergebung und ein neues Leben.

In den folgenden schweren Jahren der Verfolgung reifte Gamper schnell zu einem Mann in Christo. Viele Juden in Berlin kannten ihn. Nicht wenige wurden durch ihn bekehrt, und unter den Überlebenden sind manche, die sich seiner in Liebe erinnern. Ende 1938 hatte sich die Lage der Juden in Deutschland derart verschlimmert, dass Gamper nach Lettland zurückkehrte, wo er in Riga und Libau gute Arbeit leistete. Aus dieser seiner Arbeit für den Herrn holten ihn die Nazis heraus. Gott allein weiß, was dieser treue Zeuge Jesu noch hat leiden müssen und vielleicht auch noch hat tun dürfen, bis er in das Land kam, in dem es keinen Tod gibt.

Kurz nach dem Krieg erfuhr ich, wie es seiner Frau und den Kindern ergangen war. Gamper war verschollen und wahrscheinlich schon tot, als seine Frau zusammen mit allen andern Juden den Befehl erhielt, ihre Wohnung während der nächsten drei Tage nicht zu verlassen. Was das bedeutete, wusste damals jeder. Frau Gamper eilte zu einem ihrer befreundeten Prediger,

übergab ihm ihre wenigen Habseligkeiten, und gemeinsam baten sie auf ihren Knien Gott um Kraft, das Letzte und Schwerste mit Freudigkeit tragen zu können. Dann kamen die Boten des Todes und der Hölle und schleppten diese Jüngerin Jesu fort, zusammen mit ihren Kindern, von denen das eine noch ein Baby war.

Aus »Der Zeuge« (3/1951) von H. H. Poms
Die Internationale Judenchristliche Allianz

* * * * *

H. HAIM HERSCHELL

(1807-1864)

Die Eltern des im Jahr 1807 in Strzelno (bei Thorn) geborenen Haim waren orthodoxe Juden und wollten ihren dritten Sohn (wie auch die neun anderen) im Glauben der Väter erziehen.

Schon als Knabe war er an einem Versöhnungstag tief traurig, weil sein Volk ohne Priester, ohne Altar, ohne Opfer und daher ohne Sündenvergebung war. Damals konnte man wohl schon etwas ahnen vom Wirken des Geistes Gottes an seinem jugendlichen Herzen.

Von Jahr zu Jahr empfand er stärker die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und erkannte darum auch deutlicher seine eigene Sündhaftigkeit. Er versuchte Frieden zu finden, indem er viel betete, den Talmud studierte und viele Bibelabschnitte auswendig lernte.

Durch einen polnischen Rabbi veranlasst, diesen Weg zu verlassen, ging er nach Berlin. Dort wurde sein Glaube durch den neuen Geist, der ihn allenthalben umgab, erschüttert. Dem Christentum kam er dadurch in keiner Weise näher; der Übertritt eines Bekannten empörte ihn sogar. 1825 verließ er Berlin und ging nach Hamburg.

Unterwegs nahm ihn ein Herr auf seinem Wagen mit, fand Gefallen an ihm und empfahl ihm nach London zu gehen. Zunächst wanderte er noch hin und her, von London wieder

nach Berlin und dann nach Paris. Da starb seine Mutter. Ihr Tod erschütterte ihn tief. Auch Almosen und Gebete konnten seine große Unruhe nicht bannen.

Beim Einkauf in einem Geschäft las er auf dem Umschlagpapier die Seligpreisung (Matthäus 5) und dabei den Satz: »Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.« Er wusste ja nicht, dass diese Worte aus dem Neuen Testament stammten, hätte aber gerne das Buch, dem sie entstammten, gelesen. Wenige Tage darauf sah er bei einem Freund ein Neues Testament und fand beim Durchblättern diese Stelle.

Er liebte sich das Buch und las es eifrig, stieß sich aber an dem Namen Jesus. Trotzdem erregte ihn das Neue Testament, und er begann deshalb das Alte Testament zu lesen. Dabei fand er, dass in beiden der gleiche Geist herrschte und dass Jesus wohl der verheißene Messias sein könnte. Nach langen Kämpfen überwand er sich schließlich, den Namen Jesus anzurufen und um Ruhe für seine Seele zu beten: „Herr, mein Gott, ich glaube, dass Jesus der Messias, der Erlöser und König Israels ist, der um unserer Sünde willen zerschlagen wurde. Um seines Namens willen sei mir gnädig und schenke mir Frieden!“ Gleich darauf fühlte er, dass ihm seine Sünden vergeben waren. Der Friede Gottes erfüllte sein Herz. Jetzt war er durch den Glauben an Jesus, den Messias, ein glückliches Gotteskind.

Nachdem er selbst das Heil ergriffen hatte, wollte er, dass auch seine Brüder bekehrt würden. Es war ihm vergönnt, nicht nur fünf seiner Brüder, sondern auch andere Verwandte zu Jesus zu führen. Er wirkte im Segen auf verschiedenen Gebieten. In England, wo er getauft wurde, gründete er ein Asyl für Juden. Hier fanden in anderthalb Jahren mehr als hundert Israeliten Aufnahme.

Als er einigen Gemeinden mit sichtbarem Erfolg gedient hatte, errichtete man ihm in den Jahren 1845/6 im Westen Londons die Trinitätskapelle, an die sich ein Asyl für Juden anschloss sowie eine von vielen Kindern besuchte Sonntags-Schule und andere Einrichtungen sozialen Charakters. Dort arbeitete er zwanzig Jahre.

Die vielseitigen Arbeiten in Verbindung mit der Kapelle konnten seine Kräfte nicht erschöpfen. Er wirkte als Schrift-

steller und machte mehrere große Reisen im Dienst der Israelmission und der Reichs-Gottes-Arbeit. So veranlasste er z.B. in Paris die Gründung eines Vereins für Schriften-Mission, wie er das vorher schon in London getan hatte. In England war er einer der Gründer der »*Britischen Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter Israel*«. Er war ein auserwähltes Werkzeug in Dienst des Herrn und wurde für viele Juden und Christen zum bleibenden Segen.

Im Jahr 1845 erhielt er als Zeichen der Anerkennung von sechzig Judenchristen aus aller Welt eine Bibel in acht Sprachen.

Herschell starb am 14. Mai 1864. Ein unermesslicher Leichenzug begleitete ihn zur letzten Ruhe. Unter den Leidtragenden waren 300 Polizeibeamte, denen er wöchentlich eine Bibelstunde gehalten hatte. Wer Herschell kannte, bezeugt, dass er ein Mann voller Liebe zu Christus, zu Israel und den Christen war, der mit dem Apostel Paulus sagen konnte: „Er sei ferne von mir, mich zu rühmen, als allein des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus.“

Aus dem Buch »Zeugen aus Israel« - von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

KARL MORJE

(1813-1888)

Am 15. Mai 1813 wurde dem Bankier Morje in Vacha bei Eisenach ein Sohn geboren, der den Namen Joseph bekam. Seine Mutter war eine fromme Jüdin, der viel an den Gebräuchen ihres Glaubens gelegen hat, während der Vater als „aufgeklärter Jude“ nicht immer solche Vorschriften beachtete.

Der kleine Joseph lernte in seiner Jugend manchen Psalm und manches Gebet auswendig, beachtete die verschiedenen Speisevorschriften und musste sich genau nach den Sabbat-Regeln richten. Als der Dreizehnjährige zum „Sohn der Pflicht“ eingesegnet wurde, hatte er die hebräische Sprache erlernt und kannte sich in seinem Glauben aus.

Aber damals kam er zu einem Pfarrer, der dort einigen jungen Menschen in einem kleinen Internat eine bessere Bildung vermittelte. Im Religions-Unterricht hörte Joseph zum ersten Mal etwas von Jesus und wurde am Glauben seiner Väter irre. Nicht die Kirche, nicht das Christentum zogen ihn zunächst an – sondern Jesus, die edle Gestalt. Ihm wollte er nachleben.

Sehr verständlich machte sich die fromme jüdische Mutter Sorge, als ihr Sohn diese Gedanken äußerte. Der Vater hingegen meinte, das seien nur "Schrullen" und nahm die Sache nicht so wichtig. Er schickte aber den Sohn im Alter von fünfzehn Jahren nach Frankfurt a/M., damit er dort das Gymnasium besuchen könne.

Die Frankfurter Juden lebten damals noch alle in der "Judengasse". Sie litten unter Spott und Verachtung der übrigen Bevölkerung. Auch Morje musste das merken. Seine Klassenkameraden ließen ihn immer wieder spüren, dass er "nur" ein Jude war. Der Sohn des Konsistorialrats Zimmer machte die einzige Ausnahme. Joseph wurde von dem Pfarrer eingeladen und durfte in diesem Haus zum ersten Mal erkennen, dass es Christen gibt, die einem Juden mit Freundlichkeit und Güte entgegenkommen. Die Schwierigkeiten hörten für ihn aber nicht auf, als er nach seiner Schulzeit kaufmännischer Lehrling wurde. Er litt unter seinen vergnügungssüchtigen Kollegen und merkte zudem deutlich, wie ungefestigt er noch war. Nach der Lehrzeit nahm ihn ein Verwandter in seine Firma auf, – aber was er dort sah, stieß ihn noch mehr ab.

Deshalb trat er eines Tages mit einem christlichen Kaufmann in Verbindung, der ihn nicht nur anstellte, sondern auch seine inneren Nöte verstand. Die Trennung vom traditionellen jüdischen Glauben fiel Joseph nicht leicht. Er litt unsagbar, weil er niemanden fand, der ihm weiterhelfen konnte. Drei Pfarrer lehnten es ab, dem jungen Wahrheitssucher Tauf-Unterricht zu geben. Mag sein, dass sie ihre Gründe hatten, sehr zurückhaltend zu sein, nachdem sie anderweitig schlechte Erfahrungen gemacht hatten.

Was hat der junge Mann damals leiden müssen: Seine Eltern erfuhren von Eintritt in die christliche Firma und von seinem geplanten Übertritt zum Christentum. Der Mutter brach es schier das Herz. Der Vater drohte, ihn zu verstoßen und zu

enterben. Aber der Sohn ließ sich nicht davon abbringen. Endlich wurde er getauft und bekam den Namen Karl. Noch immer sah er Jesus als den edlen Menschen an, dem er mit all seinen Kräften nacheifern wollte. Erst später erkannte er ihn als den Sünder-Heiland, der fortan sein persönlicher Herr wurde.

Im Jahr 1842 heiratete Morje die Besitzerin eines kaufmännischen Betriebes in Mannheim und kam bald mit einer kleinen Gruppe aufrichtig frommer Christen zusammen, die sich an den Schriften Michael Hahns erbauten. Hin und wieder gingen sie auch nach Württemberg, um dort die Hahn'schen "Stunden" zu besuchen.

Da das Geschäft recht gut ging, konnte man ein geräumiges Nachbarhaus erwerben, in dem sich dann die Mannheimer Gemeinschaft traf. Der Judenchrist Karl Morje wurde Gemeinchaftsleiter. Es war sein besonderes Anliegen, den jungen Gliedern der Gemeinschaft mit Rat und Tat beizustehen. Von nah und fern kamen Freunde, um sich hier zu besprechen. Er selbst verachtete auch nicht den Rat der Brüder. Darüber schreibt er einmal: „Wer sich so erhaben dünkt, dass er meint, er brauche sich von Brüdern nichts mehr sagen zu lassen, aus dem wird nichts. Von einem solchen ist der Geist der Weisheit gewichen, denn ›die Weisheit lässt sich sagen‹ (Jak.3.17). Einmal tat ich etwas ohne den Rat der Brüder und hatte dabei kein Glück, weil der Segen fehlte.“

Für Werke der Inneren und Äußeren Mission hatte Morje stets etwas übrig. Er spendete nicht nur reichlich, sondern wusste auch, dass diese Werke die tätige Mitarbeit ernster Christen brauchen. So war er Bezirks-Kassierer der Baseler Mission, Mitbegründer der Mannheimer Diakonissenanstalt und Rechner in einem Erziehungsheim.

Aber diese Arbeit füllte ihn nicht aus. Er war ein rechter Zeuge für Jesus, musste andern sagen, was ihn erfüllte und wovon er lebte. Seinen kaufmännischen Beruf vernachlässigte er dabei nicht, fand aber immer Zeit zum Missionsdienst. In seiner Gebetskammer nannte er alle mit Namen, für die er um Gottes Hilfe bat.

Von Krankheiten merkte er bis ins sechzigste Lebensjahr nur wenig – dann aber wurde sie eine große Last. Nicht selten

plagten ihn Anfechtungen. Trotzdem war er oft auf Reisen, um Gemeinschaften zu besuchen und an Konferenzen teilzunehmen.

Erschütternd ist folgende Notiz vom 4. Febr. 1879: „O Herr Jesus! Heute habe ich wieder einen sehr schweren Tag infolge der vergangenen schlaflosen Nacht. Der furchtbare Kopfschmerz war mir ein Beweis des Gerichtes Gottes über meinen Hochmut und Stolz. Wann werde ich doch einmal recht nüchtern, recht demütig, recht klein und anspruchslos“...“ Gelegentlich konnte er schreiben: „Je älter man wird, desto mehr muss man ohne Fühlen glauben lernen.“ Im Hinblick auf seine Krankheit sagte er einmal: „Es ist bestellte Ware!“ Der Kaufmann wollte die Annahme nicht verweigern, denn er kannte den Lieferanten!

Am 10. August 1888 rief er plötzlich: „Ach wie schön! Ach wie schön!“ Eine Stunde lang winkte er mit der Hand, während sein Gesicht zu strahlen schien. Nach kurzem Kampf starb er. Der Grabrede lag als Text zu Grunde Daniel 12,3: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

- Aus dem Buch »Karl Morje«, von Missionar Monninger -

* * * * *

J. A. HAUSMEISTER

(1806-1860)

Jakob August Hausmeister wurde am 6. Oktober 1806 in Stuttgart als Sohn jüdischer Eltern geboren. Der fromme stille Vater hatte eine Frau geheiratet, die zwar selbst der Religion der Väter treu blieb, sich aber viel mit christlichen Gedanken beschäftigte. Einer Freundin gegenüber äußerte sie einmal den Wunsch, ihr Sohn solle Christ werden.

Leider starb die Mutter an Schwindsucht, als der Junge erst 6 Jahre alt war. Der Vater heiratete wieder, starb aber schon nach fünf Jahren. So kam der einsame Jakob ins Haus seines Onkels. Dort sollte er Kaufmann werden – aber er wollte lieber Uhren herstellen und reparieren statt sie zu verkaufen – und der Onkel gab schließlich nach.

Mit 14 Jahren kam Jakob beim Hofuhrmacher Hahn in die Lehre. Während der Ausbildung hörte er hin und wieder von Jesus, nahm sogar gelegentlich an einem christlichen Gottesdienst teil, wobei er besonders den Gesang liebte. Aber es blieb eine Leere in seinem Herzen, weil sich niemand recht um ihn kümmerte.

Da kam einer seiner Verwandten nach längerer Abwesenheit wieder nach Stuttgart. Er hatte lebendige Christen kennen gelernt, die ihm in Anfechtungen und Schwierigkeiten geholfen hatten. Dieser Verwandte machte ihn mit andern Christen bekannt und ein junger christlicher Freund wies ihn hin auf Ludwig Hofackers Predigten.

So lernte Hausmeister sein eigenes Herz und den Sünder-Heiland kennen. Mehr und mehr kam er zur Überzeugung, dass der erwartete Messias schon als Zimmermannssohn Jesus von Nazareth gekommen war. Einige Lebensbilder von Judenchristen erweckten in ihm den Entschluss, auch ein Bekenner und Zeuge Jesu Christi zu werden.

Bald merkten die Verwandten, dass mit Jakob etwas voring. Zunächst freuten sie sich über sein stilles und bescheidenes Auftreten. Dann aber erfuhren sie, dass er regelmäßig in die Kirche ging und begannen ihn zu tadeln und zu bedrohen. Auf seine Fragen, ob denn ein Mensch durch Kirchenbesuch schlechter werde, konnten die Angehörigen allerdings nichts antworten. Deshalb ging er weiterhin ins Gotteshaus, aber möglichst unauffällig.

Die Lehrzeit ging zu Ende. Nun konnte er wohl bald Stuttgart verlassen und in der Fremde bei einem Uhrmachermeister mitarbeiten. Dort wäre es dann einfacher für ihn, am Taufunterricht teilzunehmen und sich taufen zu lassen, ohne sich mit seinen Verwandten auseinandersetzen zu müssen. Jakob wollte keinen Streit und keine häuslichen Auftritte, ebenso wenig wollte er auf die Dauer in der jüdischen Tradition bleiben. In diesen Wochen aber hatte er ausgesprochenes Pech. Er verlor ein christliches Blatt und der Onkel erfuhr davon. Vor versammelter Familie gab es ein strenges Verhör; doch er blieb seinem Heiland treu, der ihm die Kraft zum Durchhalten gab. Er musste seine Familie verlassen und wohnte bei einem christlichen Bekannten.

Im April 1825 lernte er den Esslinger Dekan Herwig kennen, der ihm versprach, ihn zur Taufe zu führen. Nach einem Unterricht von acht Monaten legte er am 20. November 1825 sein Glaubensbekenntnis ab und wurde durch Dekan Herwig getauft. Kurz darauf durfte er ins Baseler Missions-Seminar eintreten, wo er fast sechs Jahre blieb und lernte. Treue Brüder und gute Lehrer förderten ihn. Er lernte nicht nur mit seinem Verstand, sondern erkannte bald, dass ein Christ dauernd an sich selbst arbeiten muss.

Wiederholte Krankheitszeiten schienen es fraglich zu machen, ob er wirklich als Missionar seinem Herrn dienen könne – aber im Dezember 1831 rief ihn die Londoner Juden-Missions-Gesellschaft in ihre Arbeit. Nach einer halbjährigen Fortbildung in London begann er seinen Dienst in Straßburg.

Dort wurde er von einem Freundeskreis gut aufgenommen. Seinem Dienst kam zustatten, dass er mit den verschiedensten Menschen der verschiedenen Stände erstaunlich gut auskommen konnte. Man merkte seinen Worten eine Sicherheit und Freundlichkeit an, die viele anzog. Sein stets heiteres Wesen erleichterte ihm seine Tätigkeit. Mehr als fünfzig Juden durfte er während seines Dienstes gründlich unterrichten und taufen. Er wirkte nicht nur in Straßburg, sondern auch auf Reisen in Baden, im Elsaß, in Württemberg und Paris. Auf den Baseler Missionsfesten wurde er gern gehört.

Ein ausgedehnter Briefwechsel und die Abfassung von verschiedenen Schriften zur Judenmission ergänzten das gesprochene Wort. Aber er beschränkte sich nicht auf dieses sein Spezial-Gebiet. Seine Liebe galt der Straßburger Evangelischen Gesellschaft, dem Traktat-Verein, der Schriftenmission und den Lese-Sälen. Eigenwillige und eigensinnige Absonderung von der Kirche war nicht seine Sache. Hausmeister wollte den kirchlichen Gemeinschaften dienen und so helfen am Bau der Gemeinde des Herrn.

In Straßburg heiratete Jakob Hausmeister Luise, die Tochter des Judenmissionars Goldberg aus Dresden. Schweres Leid brachte das Jahr 1852, in dem erst zwei kleine Kinder und dann der älteste Sohn, von dem man viel erwartete, den Eltern genommen wurden. Nur eine Tochter blieb am Leben.

Viel Krankheitsnot durchzog das ganze Leben der Familie. Immer wieder musste Hausmeister ausspannen und sich erholen. Er dachte kaum an Schonung, bis die Ärzte ihm im Jahr 1859 jede Tätigkeit untersagten. Die letzten Monate hat er viel gebetet, Gottes Wort betrachtet und sich mit Israels Geschick befasst. Am 17. April 1860 starb er ganz plötzlich.

Als Text für seine Grabrede hatte er sich Eph.2,8-10 gewählt: „Gnade hat mich gesucht, als ich in die Irre ging; Gnade hat mich erzogen und wunderbar in vielen inneren und äußeren Versuchungen bewahrt. Gnade und nicht Verdienst ist alles in und an mir. Dem Gott aller Gnade empfehle ich mich, die lieben Meinigen, das Volk des Neuen Bundes, alle Glieder am Leibe Jesu Christi – auch mein armes Brudervolk und besonders alle Gläubigen aus Israel.“ So stand es im Testament.

Aus dem Schlusswort bei der Trauerfeier noch die folgenden Sätze: „Das Andenken des Heimgegangenen werden wir am meisten feiern wenn wir seinem Brudervolk nach dem Fleisch in unserem Herzen, in unseren Gebeten und unserer Arbeit einen immer größeren Platz einräumen. Wer Jakob Hausmeister gekannt hat, der weiß: Israels Verhärtung und Ablehnung – aber auch seine einstige Bekehrung und Herrlichkeit – war der tägliche Gegenstand seines Gebets. Lasst auch uns mithelfen, dass Israel errettet werde!“

- Von Pfarrer Majer-Leonhard.-

* * * * *

CHAJIM JEDIDJA POLLAK

(1854-1916)

Auf dem Berliner Rabbiner-Seminar studierte in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ein hervorragend begabter junger Jude, der 1854 in der Gegend von Stanislau geboren war. Als er seine Probepredigt halten sollte, musste er eines morgens seinem Professor erklären: „Diese Nacht bin ich Christ geworden!“

„Was heißt das? Sie sind doch nicht den Missionaren in die Hände gefallen?“ – „Nein, Sie sind der Erste, mit dem ich mich

ausspreche. Meinen Glauben habe ich allein aus dem Neuen Testament, das ich mit dem Alten verglichen habe.“ – „Und nun wollen Sie unserm Volk und seiner heiligen Religion den Rücken kehren?“ – „O nein! Wenn Jesus der verheißene Messias ist, dann ist auch der Glaube an ihn kein Abfall von der Religion Israels.“ – „Aber alle, die aus unserem Volk zu diesem Jesus gingen, wurden „Meschumadim“ (Abtrünnige).“ – „Ich werde nie ein Meschumad sein!“ – „Und das Gesetz Moses werden Sie dann doch nicht halten.“ – „Doch, im Neuen Testament steht ja, dass die älteste Gemeinde in Jerusalem dem Gesetz treu gewesen ist. Das werde ich auch tun!“ – „Das ist eine Unmöglichkeit, als Christ können Sie nicht Jude bleiben!“ – „Doch, das will ich!“ – „So werden Sie zeitlebens ein unglücklicher Mensch sein: bei den Christen werden Sie nichts gelten, weil Sie Jude sind – und bei den Juden nichts, weil Sie Christ sind!“ – „Das muss ich dann tragen!“

Chajim Jedidja Pollak hat es ertragen, wie er damals dem gelehrten Professor gesagt hat. Er wollte als Christ Jude bleiben und meinte deshalb, die bisherige Art der Judentaufe sei falsch gewesen. Der Heide trete wohl mit der Taufe aus der heidnischen Gemeinschaft mit den Götzen heraus, aber das gelte nicht für den Juden, der schon den Gott Israels kenne, konnte er erklären. Er wollte zu keiner der verschiedenen Kirchen gehören und betrachtete sich nur als Gast in dieser oder jener kirchlichen Gemeinschaft. Seine Taufe wünschte er als völlige Untertauchung (nach der Art der jüdischen Thebilah). In einer Baptistengemeinde zu Belgrad wurde ihm der Wunsch erfüllt. Er sprach später nur äußerst ungern über seine Taufe, weil er befürchtete, seine jüdischen Freunde könnten sie missdeuten und weil er sie als eine Sache ansah, die nur ihn und seinen Herrn anging.

Zunächst wurde Pollak nun Hauslehrer in jüdischen Familien der Bukowina, die damals zu Österreich gehörte. Mit anderen jüdischen Hauslehrern kam er an den Sabbaten zusammen und freute sich, dass manche unter ihnen für seine Gedanken eines jüdischen Christentums aufgeschlossen waren. Religiöse und berufliche Fragen wurden besprochen. Er führte seine Freunde ein in Formen des Synagogen-Gottesdienstes, die er mit dem Geist und Glauben des Messias füllte. An den jüdischen Feiertagen las man gemeinsam in den Evangelien und

in den Paulus-Briefen, um die Feste in ihren alttestamentlichen Ursprüngen und der neutestamentlichen Erfüllung zu begreifen.

Diese schöne Zeit fand aber leider ein Ende, als der Lehrer verhaftet und ausgewiesen wurde. Er ging in die Vereinigten Staaten und legte sich den Namen "Lucky" zu, unter dem er bekannt wurde. Es war wohl kein Zufall, dass er sich gerade den Namen "der Glückliche" beilegte – denn glücklich ist er nie gewesen, der zwischen Juden- und Christentum stand, beides sein wollte, Jude und Christ, und von beiden nicht recht verstanden wurde.

Als gewöhnlicher Arbeiter verdiente er sich in den U.S.A. seinen Lebensunterhalt. Er kam mit einer unabhängigen lutherischen Gemeinde und auch mit "Siebentags-Baptisten" zusammen. Bei den letzteren zog ihn ihre alttestamentliche Stellung zum Sabbat natürlich ungemein an. Als man ihm aber die Gelegenheit bot in den Missionsdienst zu treten, lehnte er ab.

Lucky sah die große Gefahr jeder Judenmission immer deutlicher. Er wusste, dass die meisten getauften Juden ihrem jüdischen Volkstum verloren gingen, dass die Kinder mancher Judenchristen sich ihrer jüdischen Abstammung schämten und dass es auch unter den Judenchristen solche gab, die nicht aus lauterem Motiven übergetreten waren. Immer deutlicher trat Lucky deshalb ein für die Schaffung judenchristlicher Gemeinden. Zur Verbreitung seiner Gedanken gründete er eine Zeitschrift »*Volk des Eigentums*« mit dem Leitwort: „Ich bin ein Jude und nichts Jüdisches ist mir fremd!“ Diese Zeitschrift hat Schäden der Mission angeprangert und auch zur Aufdeckung eines Schwindlers beigetragen, der in gläubigen Kreisen damals als messianischer Prophet gefeiert wurde. Für seine jüdischen Freunde erschien eine besondere hebräische Zeitschrift »*Zeugnis an Israel*«. Es bildete sich ein großer Kreis von jüdischen Anhängern, aber auch sehr schmerzliche Erfahrungen blieben nicht aus.

Nun hörte Lucky von anderen Männern, die in Ost-Europa mit ähnlichen Gedanken umgingen wie er selbst. Da waren Jechiel Lichtenstein und der weithin bekannte Joseph Rabowitz, die er kennen lernen wollte. Deshalb verließ er die Vereinigten Staaten und kehrte zurück nach Galizien. In Stanislaw ließ er sich nieder und nahm Verbindung auf mit den wenigen

Evangelischen, um die sich niemand recht kümmerte. Lucky machte auf diese Not den jungen August Wieland aufmerksam, durch den dann Theodor Zöckler, der bekannte Gründer der Stanislauer Anstalten nach Galizien kam.

Ohne feste Anstellung blieb Lucky in enger Verbindung mit der evangelischen Gemeinde und der Zöcklerschen Liebestätigkeit. Er lebte in späteren Jahren in dem dortigen Kandidaten-Konvikt und Zöckler bekannte von sich, dass er mit dem eigenartigen Mann in enger Freundschaft verbunden war und ihm außerordentlich viel verdankt hat. Die hebräische Zeitschrift »*Zeugnis an Israel*« erschien nun in Galizien, wo Lucky wieder eine judenchristliche Gemeinde zu sammeln versuchte – aber auch hier scheiterte der Versuch.

Am 25. Nov. 1916 starb dieser hervorragende Mann und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Plau (Mecklenburg) begraben. Im Stanislauer Gemeindeblatt schrieb damals Dr. Th. Zöckler einen ausführlichen Nachruf, aus dem hier einige Sätze folgen sollen:

„Mit Lucky ist eine Persönlichkeit aus der Reihe der Lebenden geschieden, die zu den eigenartigsten gehört, die unsere Zeit hervorgebracht hat. Hier ist nicht der Ort, den wunderbaren Mann, der im Grunde zwei Welten angehörte, erschöpfend zu würdigen. In unserer evangelischen Kirche hat er sich immer nur in gewissem Sinne als Gast gefühlt. Es sind jedoch drei Charakterzüge, die wir immer wieder an ihm schätzen und lieben mussten, auch wenn wir ihn in manchem nicht verstehen konnten: Das war sein reiner Patriotismus, seine große Selbstlosigkeit und noch ein Drittes, die Echtheit seiner Frömmigkeit und unbedingte Hingabe an den von ihm erkannten Heiland Jesus. Seine jüdischen Volksgenossen haben es nicht verstehen können, dass er als gelehrter Mann nicht eine bessere äußere Lebensstellung einnahm.

Seine Freunde haben ihn oft bewegen wollen, eine gut einkömmliche Stellung anzunehmen. Er hat das abgelehnt, weil er auch den Schein vermeiden wollte, den so mancher andere nicht gemieden hat, als ob er christus-gläubig geworden wäre um äußerer Vorteile willen. Die unter uns, die ihn wirklich kannten, waren innig mit ihm verbunden. Auf dem Weg des gemeinsamen Glaubens fand man sich mit dem wunderlichen

Mann immer wieder, wenn man sich auch sonst oft in völkischen und politischen Fragen nicht verstanden hatte.“

Einer der damaligen Stanislauer Kandidaten ergänzt das Bild: „Dabei war er demütig genug, sich von uns jungen Leuten wegen seiner vielen Eigenheiten auslachen zu lassen. Für eine Hausfrau, die ihm kochen sollte, war er schwer zu ertragen, weil er eben ganz nach dem Gesetz koscher leben wollte. Dabei war er anspruchslos und selbstlos bis zur Askese. Auch in der Art, wie er mit uns disputierte, zeigte sich der Talmud-Schüler und leidenschaftliche Kämpfer. Aber wir haben auch viel zusammen gelacht und viel von ihm gelernt. Immer wieder sind wir mit ihm ins Allerheiligste hineingegangen und dann in Christus ganz eins gewesen.“

- Zusammengestellt von Pfarrer Majer-Leonhard -

* * * * *

DR. FRITZ L. SACKI

Im Juli 1951 ging ein Judenchrist heim, der zu den interessantesten Persönlichkeiten unserer Zeit gehörte. Dreimal ging er durch große Bedrängnis: Nazi-Verfolgung, Opposition seiner Landsleute und Krankheitsnot. Immer wieder fand er einen Ausweg. Alles brachte ihn näher zu Gott.

Fritz Ludwig Sacki stammte aus einer angesehenen, sehr kultivierten, jüdischen Familie in Deutschland. Er wurde Arzt und errang in seiner Laufbahn all die Ehrungen der gesellschaftlichen Positionen, die einem tüchtigen Arzt im Deutschland der Weimarer Republik zugänglich waren.

Dann kam die Hitlerzeit; und der jüdische Arzt, der nicht mehr länger praktizieren durfte, musste sich nach einem anderen Land umsehen, in dem er wieder seine heilende und hilfreiche Tätigkeit ausüben durfte.

Sollte er nach Übersee gehen, in den goldenen Westen, von dem sich so viele eine sorgenfreie Zukunft versprochen? Oder sollte er in das Land seiner Väter übersiedeln, wo er auch als Arzt das harte Leben eines Pioniers erwarten musste? Dr. Sacki und seine Frau entschieden sich für Palästina. Schon bald nach ihrer Ankunft im Heiligen Land wurde ihnen klar, dass Gottes Fügung über ihrer Entscheidung gewaltet hatte.

Der tüchtige Arzt fand einen verantwortlichen Posten im Schweizer Krankenhaus, einem jüdischen Hospital in Tiberias, am Ufer des Sees Genezareth. Hier konnte er mit ganzer Kraft seinen jüdischen Brüdern und Schwestern dienen.

In demselben Städtchen befand sich auch das Hospital der schottischen Mission, dessen Leiter, Dr. Torrance, ein ebenso guter Missionar wie Arzt war. Und Ärzte kommen gern zusammen, um Erfahrungen auszutauschen und interessante Fälle zu besprechen. So kamen auch die beiden miteinander in Kontakt. Bald kam noch ein dritter hinzu, George Sloan, der geniale schottische Judenmissionar. Dieser beherrschte fließend mehr als ein Dutzend Sprachen und besaß Freunde bis in die Kreise des extremsten orthodoxen Judentums.

Wir wissen nicht, was die drei Ärzte in ihren monatelangen Unterhaltungen besprachen, können nur ahnen, dass auch ein Vierter daran teilnahm, der immer nahe ist, wenn zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind.

Dr. Sacki war ein guter und scharfer Beobachter. Er hörte nicht nur aufmerksam zu, wenn die beiden Christen von ihrem Heiland sprachen, der der Messias seines Volkes gewesen sein sollte. Dabei sah er mit offenen Augen das Tatchristentum, das sich im Leben der beiden und in der ganzen Atmosphäre des schottischen Missionshospitals offenbarte. Dazu kam, dass sich dies alles gerade in einem Teil der Welt abspielte, der wie kein anderer die Spuren des Messias auf Schritt und Tritt widerspiegelte. Wir wissen nicht, wie lange sich Dr. Sacki gegen die immer stärker werdende Erkenntnis sträubte. Schließlich gab er nach, stellte sich ganz unter das neue gewaltige Erlebnis der Christusoffenbarung und wurde getauft.

Nun folgte eine Zeit schwerer Bedrängnis; denn die gleichen jüdischen Freunde und Verwandten, die einen Atheisten oder Freidenker ruhig in ihren Reihen duldeten, schlossen nicht nur den Judenchristen Dr.Sacki aus, sondern machten ihm und seiner Familie das Leben zur Hölle.

Im Februar 1936 wurde er getauft. Zwölf Monate später arbeitete er als Kollege von Dr. Torrance im Missionshospital der schottischen Kirche. Nun geschah etwas, was man kaum für möglich gehalten hatte: In jahrelanger, unermüdlicher Arbeit der

Liebe gewann Dr. Sacki das Verständnis und die Freundschaft der Juden von Tiberias zurück, die ihn mit ihrem Hass und ihrer Feindseligkeit so bitter verfolgt hatten.

Es kam die Zeit, in der sie ihn nicht mehr als den früher vertrauten tüchtigen Arzt aufsuchten, sondern als den Christen, dessen Leben und Menschenkenntnis um eine neue und große Erfahrung reicher geworden war. Dass Dr. Sacki diese einzigartige Leistung gelang, war - wie er selbst niemals hervorzuheben vergaß - nicht sein Verdienst, sondern das Siegel, das der Heilige Geist unter seine Bekehrung gesetzt hatte. Der tüchtige Arzt war ein noch tüchtigerer Zeuge des Messias geworden.

Die letzten Jahre brachten ihm und seiner Gattin viel Krankheit. Mehrmals musste er nach England reisen, um sich komplizierten Behandlungen zu unterziehen. In seiner Krankheit und seinen Leiden bewies er erneut seinen tiefen Glauben an den Messias, der ihm wie einst seinen Vorfahren am See Genezareth begegnet war. Als er nach schwerem Leiden die Augen für immer schloss, bestätigten ihm seine Freunde und einstigen Gegner in Wort und Schrift, dass er ein tüchtiger Arzt, ein bedeutender Jude und ein echter Christ gewesen sei.

- Aus »Der Zeuge« (7/ 1952) -
Internat. Judenchristliche Allianz

* * * * *

DR. KALKAR

(1803-1886)

Im Jahr 1884 veranstaltete die Evangelische Allianz eine Versammlung in Kopenhagen. Evangelische Christen aus verschiedenen Erdteilen waren in e i n e m Glauben und e i n e r Liebe vereinigt. Der Leiter der Versammlung war ein ehrwürdiger Greis, Dr. C. H. A. Kalkar, ein jüdischer Christ aus Israel. Vergangene Tage wurden wieder lebendig, als die Apostel aus Israel an der Spitze der frühen Gemeinde standen. Zugleich wurde das gegenwärtige Bild eine Weissagung auf die Zukunft, wenn das bekehrte Israel alle Völker der Welt aufrufen wird zum gemeinsamen Lobpreis des Sünder-Heilands Jesus.

Dr. Kalkar ist 1803 in Stockholm geboren. Seine Eltern stammten aus einer geachteten jüdischen Familien in Altona, Der Vater starb 1812 als Konsistorialrat der jüdischen Gemeinde in Eschwege (Hessen), im damaligen Königreich Westfalen. Einer der Brüder Kalkars war ein bekannter Talmudist und hebräischer Dichter.

Nach dem Tod des Vaters kam C. H. A. Kalkar zu einem Onkel in Kopenhagen, dem angesehenen Juristen Delbanco, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung gab. Infolge seiner hohen Begabung ging er schon mit 17 Jahren zur Universität, um Rechtswissenschaft zu studieren. Doch seine engen Beziehungen zu christlichen Freunden führten ihn in innere Kämpfe. Das Studium brachte ihm nicht die erhoffte Befriedigung, sondern trieb ihn vielmehr zum Friedefürsten Jesus, auf dessen Namen er 1823 durch Bischof Mynster getauft wurde.

Nun studierte er Theologie und Philosophie. Dann wirkte er 16 Jahre als Lehrer an höheren Schulen und veröffentlichte gleichzeitig weit verbreitete *Schriften über alttestamentliche Bücher* und *über die Reformation in Dänemark*. Besonders geschätzt wurde auch sein *Erbauungsbuch*. 1836 promovierte er zum Doktor der Theologie. In Odense, wo er wirkte, kam er mit vielen ernsten Predigern in Verbindung – so erwachte in ihm der Gedanke, sich dem geistlichen Amt zu widmen.

Man übertrug ihm ein Pfarramt in der Nähe Kopenhagens. Durch seine Predigten und Seelsorge übte er auf viele Menschen tiefen Einfluss aus. Das kam besonders zum Ausdruck bei seinem 25. Prediger-Jubiläum, als er zahlreiche Beweise herzlicher Dankbarkeit empfing. Leider waren schon bald darauf seine Kräfte den Anstrengungen des Pfarramtes nicht mehr gewachsen. Er musste es aufgeben und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Zusammen mit zwei anderen Theologen verfasste er *eine neue Bibel-Übersetzung* und gab Lebensbilder aus der Geschichte des Reiches Gottes heraus.

Besonders aber arbeitete er fortan für die Mission. 1861 wurde er Direktor der Dänischen Missionsgesellschaft. Überall hielt er Missionsversammlungen ab, zu denen er auch Frauen einlud. Dadurch erwachte in Dänemark ein neues Missionsinteresse. Kalkar schrieb eine *Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden*, die auch ins Deutsche übersetzt wurde. Die

dänische Mission hat unter seiner Leitung große Fortschritte gemacht. Aber auch sein eigenes Volk Israel vergaß er nicht. Er schrieb die erste brauchbare *Geschichte der Judenmission*. Die erste Ausgabe wurde unter dem Titel »Israel und die Kirche« gleichfalls ins Deutsche übersetzt.

Als weitherziger Christ trat er mit Evangelischen aus vielen Ländern in Verbindung – besonders durch die Evangelische Allianz. Seine *Theologische Zeitung* versuchte in Dänemark die vielfach getrennten Gläubigen einander näher zu bringen; sie konnte viele Gegensätze mindern. Auch Gegner kannten seine friedliche Gesinnung an, sodass in seinem Haus Anhänger der verschiedensten Konfessionen verkehrten.

In seiner Ehe mit Dorothea Tryde und mit seinen vier Kindern lebte er sehr glücklich. Die Königin Caroline Amalie von Dänemark schenkte ihm großes Vertrauen, wie aus dem regen Briefwechsel ersichtlich ist. Bis ins hohe Alter zeichnete den nun 82-jährigen Greis, eine erstaunliche Frische aus, die alle Konferenzzeilnehmer beeindruckte und erfreute.

1886 wurde er dann plötzlich schwer krank und es ging schnell dem Ende zu. So oft er noch sprechen konnte, pries er allein die Gnade Gottes, die sich an ihm so herrlich offenbart hatte. Die letzte Nacht verbrachte er fast beständig im Gebet und mit dem Aufsagen von Bibelversen. Seiner treuen Frau rief er zuletzt noch zu: „Vielen Dank, es ist so schön!“ Kurz darauf starb er.

Sein Tod erweckte allgemeine Teilnahme vom Königshaus bis zu den einfachsten Leuten. Bischof Fog dankte an seinem Grab dem Herrn für alles, was er durch den Heimgegangenen in Dänemark getan hatte. In der weltweiten Kirche steht er als lebendiger Beweis dafür, dass Gott Israel nicht verstoßen, sondern noch zu einem Segenswerk in seinem Reich berufen hat.

Nach den Buch »Zeugen aus Israel«

- von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

DR. FROMMANN

Ums Jahr 1720 kam ein jüdischer Student zu einem christlichen Schneider in Dessau, um sich einen Anzug fertigen zu lassen. Der Meister nahm Maß – und begann zu weinen. Auf die Frage nach dem Grund der Tränen erklärte er: „Es ist doch so traurig, dass Sie als ungläubiger Jude verloren gehen sollen!“

Etwas unwillig antwortete der junge Jude: „Was geht Euch meine Religion an? Macht mir meinen Anzug, das ist Euer Beruf!“ Aber der Schneider gab sich noch nicht geschlagen: „Lieber Herr Student, wenn Ihr nur einmal unser Neues Testament lesen wolltet, würdet ihr sicher zur Erkenntnis der Wahrheit kommen!“

Nun ging der Besucher, aber die Tränen des einfachen Schneiders ließen ihn nicht los. Nach einigen Tagen wollte er sich das Buch wenigstens zeigen lassen, aber er konnte nicht genügend deutsch lesen; so warf er es auf den Tisch mit den Worten: „Was soll ich mit einem solchen Buch anfangen?“ Wieder weinte der Schneider und entgegnete: „Ihr seid noch jung und könnt wohl noch deutsch lesen lernen!“ Das hat gewirkt. Nun lernte er bei Nacht wirklich deutsch lesen, holte sich das Neue Testament bei dem Schneider und las es in einem Zuge durch, den Römerbrief gleich zweimal. Bald darauf wurde er in Gotha durch die Taufe in die evangelische Kirche aufgenommen. Das wissen wir von der Bekehrung des Heinrich Christian Immanuel Frommann, während wir nichts wissen von Geburtsort, Geburtsjahr und dem jüdischen Namen, den er vor seiner Taufe trug.

Nach Besuch des Gymnasiums studierte er Medizin in Halle (Saale). Dort lernte er Christen kennen, die sich eifrig für die Bekehrung der Juden einsetzten. Spener hatte angefangen, in kleinen Kreisen fromme Menschen zu sammeln und in ihrem geistlichen Leben zu fördern. In diesen Kreisen der „Pietisten“ wurde der Sinn für Mission unter Juden und Heiden neu belebt. In Halle wirkte damals August Hermann Franke, der Gründer des bekannten Waisenhauses, auch Callenberg und Freiherr von Canstein, dessen Bibelanstalt so viel für die Verbreitung der Heiligen Schrift zu erschwinglichen Preisen geleistet hat. Der junge Judenchrist schloss sich besonders an Callenberg an, dem wir einige Nachrichten verdanken: „Auffallend war“, so schreibt

er, „der tiefe christliche Sinn des Neubekehrten. Er war von inniger Liebe zu Christus und von der Wahrheit des Evangeliums tief durchdrungen und dachte immer darüber nach, wie er seinen Stammesbrüdern, den Juden helfen könnte, zum Glauben an ihren Messias zukommen.“

Nun sollte in Halle eine Informationschrift über das Christentum für Juden veröffentlicht werden – aber man fand keinen christlichen Drucker, der mit dem Jiddischen (jüdisch-deutscher Umgangssprache) vertraut war. Da bot sich der stud. med. Frommann an. Während er bei Tag studierte, stellte er nachts den Satz fertig. Er hatte sich vorher in die Technik des Satzsetzens einführen lassen. So wurde das Büchlein »*Licht am Abend*« begonnen zur großen Freude des Verfassers Jochanan Kimchi (Dr. Johannes Müller). Leider hat der hochbetagte Verfasser die Fertigstellung nicht mehr erlebt. Voller Begeisterung rief er, als man mit den Vorbereitungen begann: „Nun will ich in Freuden sterben, da ich meine Wünsche erreicht sehe!“ Aber schon nach wenigen Tagen starb er. Hier hatte sich ein Christ wirklich bemüht, auf jüdische Gedanken und auf jüdische Gelehrsamkeit einzugehen. Es war der erste Versuch dieser Art in Deutschland.

Später folgten Übersetzungen in andere Sprachen. Groß war die Freude über das Gelingen und über Frommanns Opfer, das allein den Druck zu sehr geringen Kosten ermöglicht hatte. Er selbst aber war noch nicht zufrieden mit seinem Tun und meinte: „Sein Heiland sei für ihn in Knechtsgestalt in die Welt gekommen, wogegen der Stand eines Setzers doch als königlich zu betrachten sei. Sein Heiland habe keinen Ort gehabt, das Haupt niederzulegen, er hingegen habe noch viel zu viel Bequemlichkeit gehabt auf seinem Nachtlager in der Stube der Druckerei.“

Frommann übersetzte in späteren Jahren nicht nur die *Augsburger Konfession* ins Jiddische, sondern auch *das Neue Testament* ins Hebräische. Daneben verfasste er für Juden eine Darstellung zur *Unterscheidung der Lehre der evangelischen und der katholischen Kirche*, dazu noch einen *Katechismus* für jüdische Taufbewerber.

Dabei ging er von der Überzeugung aus, dass der Unterricht im Christentum für geborene Juden ganz anders sein müsse als für geborene Nichtjuden. Als die Arbeit beendet war, übersetzte

er des *Neue Testament ins Jiddische* und verfasste dazu Anmerkungen, um es den Juden verständlicher zu machen.

Die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Hebräische machte viel Arbeit, brachte aber auch viel Anerkennung. Englische Gelehrte drückten ihre Bewunderung aus, und sogar katholische Kirchenfürsten baten um Exemplare.

Im Jahr 1733 erlangte Frommann die medizinische Doktorwürde. In den Universitätsakten steht: „Herr Frommann hat armutshalber nichts gegeben.“ Das gibt einen Einblick in seine Lebensauffassung. Seine vielen Arbeiten brachten wenig ein, aber das entmutigte ihn nicht. Tagsüber war er Mediziner, nachts Übersetzer und Drucker. Erst in seinen beiden letzten Lebensjahren scheint es ihm wirtschaftlich besser gegangen zu sein.

Dr. Frommann starb am 2. Januar 1735 am Fleckfieber. Er hat kurz vor seinem Tod noch hebräisch gesungen und dazwischen immer wieder ausgerufen: „Ach Jesus! Mein Jesus! Ja Jesus! Mein Jesus!“

- Nach einem Aufsatz von Dr. Biesenthal -

* * * * *

ISAAK FEINSTEIN

(1904-1941)

Ein junger jüdischer Buchhändler in Rumänien wurde von einem Kollegen eingeladen zu einer religiösen Versammlung. Der Prediger sprach über das bekannte Wort: »Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und ein Haschen nach Wind« (Pred. 1, 14).

Die ganze christliche Ansprache kam dem jungen Isaak recht merkwürdig vor. Am nächsten Tag schalt er seinen Kollegen: „Es ist wirklich nicht nett von Dir, mich in diesen Vortrag einzuladen und vorher zu dem Redner zu gehen und ihm alles zu sagen, was ich bisher gemacht habe!“ Natürlich konnte der Kollege jetzt den Irrtum aufklären und erzählen, dass er dem Redner nichts aus seinem Leben gesagt hatte.

Das Wort »Alles ist eitel« ließ Isaak Feinstein nicht mehr los. Weiterhin besuchte er die Versammlungen. Bald ging ihm die Wahrheit um Jesus auf und er fand Frieden. So kam Isaak Feinstein zum Glauben.

Er wurde 1904 in der Bukowina geboren und zog in jungen Jahren schon mit seinen Eltern nach Bukarest. Dort wuchs er in rumänischem Umfeld auf, ohne das jüdische Leben genau zu kennen. Als Junge verlor er seine Mutter und musste bald ans Verdienen denken.

Nachdem er aber Jesus gefunden hatte, wollte er ihm auch dienen. Er warb für ihn unter seinen Freunden und Kollegen. Regelmäßig besuchte er ein Blindenheim und seine Arbeit blieb dort nicht ohne Frucht. Er wollte auch Jiddisch lernen (den jüdisch-deutschen Dialekt), um seinen jüdischen Brüdern von Jesus zu sagen. Dabei half ihm sein väterlicher Freund und Seelsorger, Pfarrer Adeney, der Leiter der englischen Judenmission in Bukarest.

Nach seiner Soldatenzeit heiratete Isaak Feinstein eine Lehrerin aus der Schweiz, Lydia Spörri. Dann trat er in den Dienst der norwegischen Judenmission und wurde auf die Missionsschule nach Warschau geschickt, wo seine Frau die Hausmutter unterstützte. Den letzten Teil seiner Ausbildung bekam er in Leipzig auf dem bekannten Delitzsch-Institut (*Institutum Delitzschianum Judaicum*).

Als er im Dezember 1929 nach Galatz in Rumänien gesandt wurde, hatte er eine heimliche Angst, es könnte vielleicht nicht genug Arbeit für ihn geben – aber diese Angst war unbegründet. Inzwischen war ein Haus für die Arbeit in Galatz gekauft, repariert und umgebaut worden. Auch eine Zeitschrift für Juden wurde vorbereitet und herausgegeben.

Im Oktober 1930 war es endlich so weit, dass er die erste Versammlung abhalten konnte. Es begann ein kurzes, segensreiches Leben im Dienst Jesu unter seinem Volk. Ein Jahr später wurde eine kleine Nebenstation in Reni (Bessarabien) eröffnet, wo er meist am Montag vielen Juden das Evangelium verkündigen konnte.

So oft wie möglich, unternahm er Missionsreisen; seine rumänische Sprachkenntnis kam ihm dabei sehr zustatten.

Um die Missionsstation sammelte sich langsam eine kleine Gemeinde und er durfte die Freude erleben, dass sich jüdische Menschen hier dem Herrn Jesus übergaben. Eine Gruppe der Internationalen Judenchristlichen Allianz entstand. Zwei rumänische Allianzkonferenzen fanden in Galatz statt. Nach zehnjähriger Tätigkeit wurde eine neue Station in Jassy eröffnet; dorthin wurde er nun versetzt.

Inzwischen hatte in Europa der Krieg begonnen. Schwere Zeiten zogen herauf, aber in Jassy begann die neue Arbeit. Grenzverschiebungen im Juli 1940 und die Judenverfolgung im Januar 1941 waren die ersten Zeichen einer erschreckenden Veränderung. Beide Male folgten Versammlungsverbote fürs ganze Land, die monatelang andauerten.

Als im Juni 1941 Deutschland und Rumänien Krieg gegen Russland eröffneten, lag Jassy sehr nahe an der Front. Die ersten Formationen von Bombenflugzeugen flogen gerade zur Grenze, als Isaak Feinstein seine Abendversammlung begann. Er kürzte die Predigt. Allen Hörern war der Ernst der Stunde bewusst! Zum Abschied wurde das Lied gesungen: „Es ist noch Raum!“ Missionar Feinstein bat alle Anwesenden, sich Gott anzuvertrauen. Dann schloss er die Versammlung.

Nun begann eine schwere Woche. Der furchtbare Lärm der Front, die Fliegerangriffe, der Anblick der Verwundeten, dazu die entsetzliche Lage des jüdischen Volkes: Alles wirkte zusammen. In der Nacht zum Sonntag, den 29. Juni war es klar, dass etwas Unheimliches auf sie zukam. Am hellen Morgen sah man, dass Juden in langen Reihen mit erhobenen Händen zur Polizei geführt wurden. „Haussuchung! Alle Juden müssen sich bei der Polizei melden!“

Es dauerte nur ein paar Stunden, dann kam man auch an die Straße in der Feinstein wohnte. Der Missionar bat um Erlaubnis, seine Kinder noch einmal zu sehen, um Abschied zu nehmen. Es wurde ihm verweigert. Nach der Haussuchung ergriff er zwei kleine Fahnen. Mit der norwegischen Kreuzesfahne und dem Sternbanner Israels in den erhobenen Händen wurde er als Erster seiner Straße zur Polizei geführt. Was dort geschah, wird besser nicht berichtet.

Auch die letzte Gelegenheit benutzte der Zeuge Jesu, um seinen Brüdern das Wort Gottes und die Gnade des Messias anzubieten. Er konnte einigen Juden das Leben retten, indem er geschickt für sie verhandelte. Aber viele tausend Andere wurden zum Bahnhof getrieben und in Güterwagen gepfercht. Die meisten Deportierten starben, unter ihnen auch Isaak Feinstein.

Seine überlebenden Leidensgenossen berichteten, dass er keine Furcht vor dem Tod hatte. Er kannte den Todesüberwinder. Der gab ihm Kraft zum Leben und zum Sterben. Immer wenn er merkte, dass es unerträglich wurde, begann er mit unaussprechlicher Freude, Gott laut zu loben und zu danken, weil er Ihn jetzt bald sehen würde.

Im Massengrab auf dem jüdischen Friedhof des kleinen Ortes Podul Iloai (unweit von Jassy) hat er seine letzte Ruhe gefunden.

Als er wenige Tage vor der Verhaftung noch einmal in Bukarest war, baten ihn seine Verwandten und Freunde, er möge doch Jassy verlassen. Seine Antwort war: „Nein, in Jassy habe ich eine ganz kleine Gemeinde, die kann ich nicht verlassen.“ Mit ihm zusammen erreichten alle Männer der neu gegründeten judenchristlichen Gemeinde die ewige Heimat.

Ein kurzes, segensreiches Leben im Dienst Jesu war zu Ende. Viele Menschen haben Gott für Isaak Feinstein gedankt.

- Nach einem Bericht von Schwester Olga Olausson,
der langjährigen Mitarbeiterin Isaak Feinsteins.-

JOSEPH ZALMAN

(1860-1924)

Die ersten Jugendjahre verlebte der 1860 zu Zulcea an der Donau-Mündung geborene Joseph bei seinen sehr frommen, chassidischen Großeltern. Die Mutter war bei seiner Geburt gestorben. Der Vater war Architekt und musste, um Aufträge zu bekommen, sehr oft hin- und herreisen. Erst nach Jahren konnte er in Odessa Fuß fassen und seinen Sohn später wieder zu sich nehmen.

Während eines Aufenthaltes unter Tataren und Kabailen kam Joseph zum ersten Mal mit dem Evangelium in Berührung. Ein christusgläubiger Jude, der als Hausierer umherzog, besuchte damals mit seinem zwölfjährigen Sohn die Familie Zalman in Gargalic. Die Väter besprachen manches, was die Söhne nicht hören sollten, deshalb wurden sie zu Nachbarn geschickt. Dort begannen beide sich über religiöse Fragen zu unterhalten. Sie sprachen über das Gebet und der fremde Junge brachte dem jüngeren Joseph die Bitten des "Vaterunser" bei. Als der Vater davon hörte, war er absolut nicht erfreut. Er verbot dem Sohn, je wieder die Worte des "Gehängten" auszusprechen. Aus seinem Gedächtnis aber waren sie nicht zu tilgen.

Damals begannen schwere Zeiten für die Juden, als in Odessa eine Verfolgung ausbrach. Joseph sah mit eigenen Augen, wie man seinen Bruder umbrachte. Es war nicht verwunderlich, dass er wegen dieser Judenfeindschaft den Entschluss fasste, nach Amerika auszuwandern. Wegen der Verspätung von einem Tag ist er nie dort angekommen.

Am Sylvesterabend 1886 legte das Schiff in Rotterdam an. Dort musste er zu seiner Bestürzung hören, dass das Anschluss-Schiff nach New York schon einen Tag früher den Hafen verlassen hatte. Man tröstete den jungen Auswanderer mit dem Hinweis auf das nächste Schiff, das in der kommenden Woche von Amsterdam erwartet wurde.

So benutzte er den Neujahrsmorgen, einen Sonntag, zu einem Stadtbummel. Die Stadt interessierte ihn, weil die besten Talmud-Ausgaben damals in Rotterdam entstanden. Neugierig sah er sich da und dort um und hörte auf einmal Orgelspiel in einem Haus des "Baarndesteeg". Er nahm an, es sei eine Teestube, aber es war die Zionskapelle, wo Pfarrer Adler gerade predigte. Als er eintrat, wurde ihm sofort sein Irrtum bewusst. Er wollte umkehren. Da nahm ihn der Küster (Mesner) beim Arm und brachte ihn nach vorn. Dort wies er ihm einen Platz an. Nach dem Gottesdienst stellte er ihn dem Pfarrer vor, der zu einer englischen Missionsgesellschaft gehörte. Diese Gesellschaft hatte schon im Jahr 1818 begonnen, unter den holländischen Juden in Rotterdam zu arbeiten. Jahrzehntlang hatten sie als Mitarbeiter nur Judenchristen.

Zalman wurde in seiner jiddischen Sprache angesprochen. Das schuf in ihm freudige Überraschung und Vertrauen. Den liebenswürdigen Pfarrer lernte er nun als väterlichen Freund schätzen. Bei ihm konnte er sein Herz ausschütten. Pfarrer Adler wurde sein Seelsorger, der ihn auch zu seinem Messias führte. Am Himmelfahrtstag wurde er in derselben Kapelle getauft, die er beim ersten Betreten für eine Teestube gehalten hatte.

Als Ausländer konnte er damals in Holland keine gesicherte Existenz gründen. Wovon sollte er leben? Dem Missionar und der Gesellschaft wollte er nicht zur Last fallen. So ließ er sich als Heizer auf dem Dampfer "Voorwärts" anwerben, der nach Java fuhr. Unter den Mekka-Pilgern, die mit diesem Schiff fuhren, brach eine Cholera-Epidemie aus.

Jeden Tag hatte der neu bekehrte Jünger Jesu den Tod vor Augen. Diese tägliche Begegnung mit dem Tod ließ ihn ernster und nachdenklicher werden. Schließlich musste er sich und seinen Gott fragen: „Herr, was willst du, das ich tun soll?“

Bei nächster Gelegenheit kehrte er wieder nach Holland zurück. Dort wurde die Frage sehr bald beantwortet. Ein Mitarbeiter, Missionar Bloch, war inzwischen verstorbenen. Zalman konnte an seiner Stelle in die Missionsarbeit eintreten.

Der Dienst an jüdischen Flüchtlingen und Auswanderern sollte seine Lebensaufgabe werden. Ihr "Mara der Bitterkeit" wurde in der Tulpenstraße von Rotterdam zur Oase "Elim" (2.Mos.15,22-27). Im großen Saal des Missionshauses, in dem Missionar Zalman predigte, fanden hunderte von Juden den Weg zu ihrem Messias.

Oft dauerten die Diskussionen von morgens 6⁰⁰ Uhr bis nach Mitternacht. Hier begann ein jahrelanger Gedankenaustausch mit jüdischen Leuten. Ein Pförtner notierte die Zahl der Besucher. Deshalb wissen wir, dass viele Tausende im Lauf der Jahre in "Elim" einkehrten. Viele von ihnen waren Flüchtlinge.

Man begrüßte sie immer mit einem Glas Tee und half ihnen, wo und wie es nur ging. Im ganzen Land wurde für sie gesammelt. Immer neue Pakete mit Kleidern und Schuhen kamen und wurden verteilt. Aus eigenen Mitteln stiftete Zalman für sie eine Arbeitsvermittlung.

Außerdem wurde ein Heim gegründet, für alle, die sich eingehender mit der Bibel auseinandersetzen wollten. Am Beispiel Zalmans sah man, wie erfahrene Barmherzigkeit weiter wirkt und andere an Gottes Liebe teilhaben lässt. Alle Arbeit des Missionars war nichts anderes als eine Frucht des göttlichen Geistes von dem Paulus schreibt (Gal.5,22). Neben der eigentlichen missionarischen Tätigkeit wirkte Zalman auch noch als Evangelist. Er reiste durch ganz Holland und das nördliche Belgien. Wer ihn predigen hörte, behielt unvergesslich die Erinnerung an eine Auslegung, die ihm die Heilige Schrift – das Buch des Volkes Israel – zu einer überraschenden Offenbarung werden ließ.

Diese große Arbeit ließ den starken Mann leider zusammenbrechen, bevor er das "Alter der Kräftigen" (Ps.90,10) erreicht hatte. Am Abend des 17. November 1924 ging er heim, um dem Messias zu begegnen und das zu erfahren und zu erkennen, was er hier wie in einem Spiegel gesehen und verkündigt hatte.

- Nach einem Bericht von A.R.Zalman-Marda -

* * * * *

JOHANNES ROTTENBERG

(1890-1942)

Alter Mendel hieß der Sohn des Rabbiners Izak Rottenberg. Den größten Teil seiner Jugend verlebte er im Ghetto von Krakau. Allerdings ist er nicht dort, sondern im galizischen Dombrowa im Jahr 1890 geboren. Der jüdische Junge lernte die Frömmigkeit der Rabbiner wie auch des Chassidismus kennen und hatte bis zu seinem Lebensende ein großes Verständnis für jüdische Frömmigkeit.

Als er vier Jahre alt war begann sein Hebräischunterricht. Sprache und Literatur zogen ihn schon damals an. Nach dem Willen seines Vaters sollte auch er Rabbiner werden. Bei dem berühmten Dr. Cohn in Basel durfte er einen Kurs mitmachen, der ihn in die talmudische Wissenschaft einführen sollte.

Eines Tages hörte er die Auseinandersetzung von zwei jüdischen Studenten, die sich über die Bedeutung Jesu für die Menschheit der letzten 2000 Jahre unterhielten. Viele Stellen aus dem Neuen Testament wurden angeführt. Alter Mendel Rottenberg verschaffte sich ein solches Buch und nahm sich vor, es daheim in Krakau ganz durchzulesen. Das tat er dann auch.

Begeistert war er von den einzigartigen Gleichnissen. Weil er diese Illustrationen nicht für sich behalten konnte, sammelte er in den Anlagen Kinder um sich und las ihnen vor. Atemlos hörten sie zu. Es war für ihn eine unvergessliche Veranschaulichung des Wortes Jesu (Mark.10,14), dass den Kindern das Königreich Gottes gehören soll. Immer stärker verlangte der angehende Rabbiner nach einer Aussprache mit einem Juden, der an Christus glaubt.

Mit einem gleichgesinnten Freund wandte er sich an den Missionar Friedental, der im Dienst der Londoner Judenmission in Krakau arbeitete. Der riet ihm, zu seinem Kollegen nach Rotterdam zu gehen, wo er arbeiten und in der Erkenntnis Christi weiterkommen könnte.

Um diese Zeit wurden auch die Kinderandachten von den Juden entdeckt. Das führte zur offenen Feindschaft und Verfolgung. Da kam von Missionar Zalman das Geld für die Reise. So konnten die beiden Freunde den Rat Friedentals befolgen und sich auf den Weg machen. Unterwegs erkrankte der Freund und blieb zurück. Darum kam Rottenberg allein nach Rotterdam. Er fand in Zalman einen treuen Lehrer und bald auch seinen geistlichen Vater.

Bei seiner Taufe im Jahr 1912 erhielt er den Namen "Johannes". Er wurde Zalmans Gehilfe. Wegen seiner besonderen Gaben war er ein guter Mitarbeiter und Schriftausleger. Sein Lehrer schlug vor, dass er seine Ausbildung mit einem Universitätsabschluss beenden sollte. Das nötige Geld war aber vorerst nicht aufzutreiben. So reiste er nach Amerika. Er nahm verschiedene Arbeiten an und finanzierte damit sein Studium, das auf diese Weise erst nach zehn Jahren beendet war.

Da entdeckte ihn David Baron, der Direktor einer englischen Missionsgesellschaft, und holte ihn nach London. Als Baron starb, sollte Rottenberg sein Nachfolger werden.

Gleichzeitig kam auch der Ruf aus "Elim" in Rotterdam. So erwählte er seine einfache geistliche Heimat, anstelle des weltweiten englischen Arbeitsfeldes. Nur noch zwölf Jahre konnte er dort in großem Segen wirken.

Die Elim-Mission hatte eine besondere Prägung, sie wurde nicht von einer Kirche allein getragen, sondern hatte ihren Freundeskreis in verschiedenen holländischen Gemeinden. So kamen die Mitglieder der von Rottenberg gegründeten Frauen-Missions-Kreise aus allen möglichen christlichen Gruppen. Alle interessierten sich für das Heil der "Juden und Heiden." Sie wussten: Nach der Schrift sind beide in der Gemeinde Jesu eng zusammengeschossen (Eph.2,14-17).

Die Elim-Mission feierte seit 1930 alljährlich ihr Missionsfest, an dem die Juden bis 1940 teilnahmen. Leitende Männer aus verschiedenen Gemeinden wurde als Redner eingeladen, wenn man wusste, dass sie die Liebe des Apostels Paulus zu seinem Volk teilten. Da horchten die Juden auf, weil sie die Einstellung überzeugter Christen zu Gottes altem Bundesvolk erlebten. Hier merkte man etwas vom Schuldbewusstsein der Christen gegenüber den Juden, die ihnen die Schätze der Heiligen Schrift vermittelt hatten, und doch den richtigen Weg daraus nicht mehr finden konnten.

Außer dem großen allgemeinen Missionsfest gab es auch Frauen-Tagungen, zu denen einmal im Jahr viele Angehörige der Frauen-Missionskreise zusammenkamen. Durch zwölf Monate hatten diese Frauen mit ihren Handarbeiten das Werk unterstützt. Hier konnten sie ihre Meinungen austauschen und neue Wege für die Arbeit überlegen. Die Leitung dieser Tagungen, die bald in Utrecht, Haag, Scheveningen, Hillegsberg oder Wassenaar stattfanden, hatte ein Pfarrer, von dem man wusste, dass er ein aufrichtiger Freund Israels war.

Interessierte Juden wurden eingeladen zu einem allwöchentlichen Treffpunkt im Haus Rottenberg. Auch in Amsterdam fanden Haus-Kreise mit Juden statt.

Daneben betätigte sich Rottenberg schriftstellerisch. So schrieb er Bücher über »Die Trinität im jüdischen Gottesbegriff« und »Der Semitismus und die Völker des Westens«, das seinem verehrten Lehrer Zalman gewidmet war.

Von seiner Schrift »*Jüdische Stimmen über Christus und das Christentum*« meinte eine Zeitschrift: „Dieses Buch hat keinen Konkurrenten.“

Israels Bekehrung sah Rottenberg im Licht der Bibel. Er meinte, das fehlende Glied müsse dem Leib Christi, der Gemeinde, hinzugefügt werden. Wie freute er sich, als eine fürstliche Gabe von 30 000 Gulden den Bau eines „Beth HaMidrasch“ (Haus des Schriftstudiums) ermöglichte. Die Einweihung erfolgte am 26. Juni 1940.

In diesem Jahr begann bekanntlich die Ausrottung der holländischen Juden. Aber bis zum 18. Januar 1942 durfte Johannes Rottenberg noch verkündigen, dass Jesus von Nazareth die Herrlichkeit seines Volkes Israel ist und dass er durch seine Auferstehung die lebendige Hoffnung bleibt, zu der auch er selbst wiedergeboren war (1.Petr.1,3).

Am 18. Januar wurde er verhaftet und kam in verschiedene Konzentrationslager, bis er am 16. Juni in Mauthausen den Misshandlungen erlag. In diesen letzten Monaten ist er wahrscheinlich geistlich am fruchtbarsten gewesen. Wir wissen das von Berichten seiner Leidensgefährten. Je mehr der äußere Mensch zerschlagen wurde, so wurde der innere erneuert zur Ehre seines Messias und zu einem lieblichen Wohlgeruch für manchen Schicksalsgenossen (2.Kor,4,16; 2,15).

- Nach Rottenbergs Biographie von A. R. Zalman-Marda -

* * * * *

SIR LEON LEVISON

(1882-1936)

Leon, oder wie er eigentlich hieß, Judah Levison, war der vierte Sohn von Rabbiner Nahum Levison in Safed, in der damaligen Türkischen Provinz Palästina, im heutigen Israel. Sein Vater hatte keine Ortsgemeinde, sondern war Vertreter der palästinensischen Juden in Europa, Nordafrika und Indien. Damals, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, kamen viele Juden aus Russland, Rumänien und andern osteuropäischen Ländern in einem Zustand völliger Verarmung

nach Palästina. Sie mussten im Blick auf Wohnung und Ernährung versorgt werden. All das gehörte zum Aufgabenbereich von Rabbi Nahum Levison. Die Mittel für diese Aufgabe, die unendlich viel Verständnis, Liebe und Takt erforderte, mussten durch seine Verbindungen innerhalb der internationalen Judenheit aufgebracht werden.

Der junge Judah wurde daheim Leibel genannt. Aus dieser jüdischen Form ergab sich sein späterer Name Leon. Schon als Junge zeigte er in den jüdischen Schulen eine ungewöhnliche Begabung. Daneben war er auch sehr an der Natur und besonders an der Landwirtschaft interessiert. So schickte man ihn in die landwirtschaftliche Ausbildungsstätte des Barons Rothschild und von dort nach Paris.

Er war genau 20 Jahre alt, als er im Jahr 1900 nach Paris kam. Aber noch bevor er das Land seiner Väter verließ, war er bei seinem Versuch, englisch zu lernen, mit der Mission der schottischen Kirche in Safed in Verbindung gekommen. Die Eltern durften von diesem englischen Unterricht nichts wissen, noch viel weniger aber davon, dass er bei diesem Unterricht nicht nur englisch lernte, sondern auf diese Weise auch zum ersten Mal etwas vom Messias hörte.

Das Wissen um den Messias ließ ihn auch in Paris nicht los. Nach zwei Jahren wusste er, dass er mit seiner Heimat, seinen Freunden und seiner Ausbildung brechen musste, um in aller Öffentlichkeit den zu bekennen, den er als seinen Heiland erkannt hatte. Dr. George Wilson, der schottische Missionar in Safed, gab ihm eine Empfehlung an seinen Onkel, Dr. Hood Wilson in Edinburgh, dem bedeutendsten schottischen Theologen seiner Zeit. So kam Leon nach Schottland und wurde von dem bekannten Theologen auf die Taufe vorbereitet und schließlich auch getauft.

Er hatte kaum etwas Geld mitgebracht. Als seine Familie von der Taufe erfuhr, war es mit der Unterstützung vorbei. Er wurde für tot erklärt. Sofort meldeten sich christliche Freunde in Edinburgh und boten ihm Geld an, damit er studieren könne. Das aber wollte Leon nicht. Er zog es vor, sein Einkommen als Arbeiter in einer Fabrik zu verdienen, obwohl diese völlig ungewohnte Tätigkeit seine Gesundheit ruinierte.

Doch war er für eine andere Arbeit vorgesehen. Der Judenmissionar, der bis dahin in Edinburgh gearbeitet hatte, verließ eines Tages die Stadt. Dadurch war die Arbeit unter den vielen jüdischen Einwanderern, die besonders von den baltischen Staaten in den Hafen Leith kamen, zum Stillstand gekommen.

Zwei christliche Familien taten sich zusammen und errichteten einen Fonds, um die Missionsarbeit unter diesen Einwanderern für alle Zukunft zu gewährleisten. Sie wandten sich an Leon und baten ihn, die Aufgabe zu übernehmen. Erst nach langem Bedenken sagte er zu. Etwa 34 Jahre blieb er in dieser Arbeit. Wie sehr man ihn sogar auf jüdischer Seite schätzte und liebte, zeigt sich aus der Tatsache, dass ihn die jüdische Gemeinde in Edingurgh anlässlich des 10. Jahrestags seiner Missionstätigkeit mit einem Glückwunschbrief ehrte.

Während seiner Missionstätigkeit wurden über 300 jüdische Erwachsene und Kinder durch die Taufe in die Gemeinde Jesu aufgenommen. Fünf seiner Täuflinge sind inzwischen Pfarrer in verschiedenen Kontinenten, vier andere arbeiten als Missionare unter den Heiden. Während des 1. Weltkrieges, in dem er wegen körperlicher Leiden nicht als Soldat dienen konnte, organisierte er ein weit verzweigtes Unterstützungs-Programm für russische und rumänische Juden. Obwohl er sich durch diese Arbeit die Feindschaft vieler führender Juden zuzog, besonders als der Fonds über eine halbe Million DM erreichte, setzte er seine Tätigkeit fort und wurde dafür später vom König geadelt.

Als sich im Jahr 1925 zum ersten Mal Judenchristen aus aller Welt in London zusammenfanden, um die »Internationale Judenchristliche Allianz« ins Leben zu rufen, wählte man ihn zum Präsidenten. Der Rest seines Lebens war der Aufgabe des internationalen Zusammenschlusses seiner judenchristlichen Brüder gewidmet. Daneben war er sozial stark engagiert. Über seine zahlreichen und weitgehenden Verbindungen in Versammlungen und Kongressen war er in der Lage seinen notleidenden Brüdern zu helfen.

Der weit über Edinburgh bekannte Rabbiner Rabinowich pflegte ihm Juden zu schicken, denen Sir Leon besser helfen konnte als der Rabbiner. Dabei war es nicht seine Art Almosen zu geben. Er hatte sich die Aufgabe gesetzt, notleidende Brüder im Handel und Gewerbe zu etablieren. Auch die Stadt

Edinburgh, die ihm eine zweite Heimat geworden war, ehrte ihn, indem sie ihn zum Ehrenbürger ernannte.

Es gab wenige Gebiete, in denen er nicht zu Hause war. Aber seine größte Sehnsucht galt doch Zeit seines Lebens der Erlösung Israels und der Ausbreitung des evangelischen Glaubens. Die Kirche Christi und die Sache der Judenchristen in aller Welt verloren mit ihm einen ihrer bedeutendsten Männer, als er 1936 die Augen schloss.

- Aus der Zeitschrift »Der Zeuge« (6/1953) -

* * * * *

BRIGADIER JAKOB KUTTNER

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, dass es fast in allen christlichen Konfessionen und Richtungen bedeutende Judenchristen gegeben hat. Auch die H e i l s a r m e e , die in aller Welt so vielen Menschen zum Segen geworden ist, bildet keine Ausnahme. Es ließe sich mühelos eine Reihe bedeutender Offiziere nennen, die aus dem Judentum hervorgegangen sind, aber vielleicht ist keiner so interessant gewesen wie der Mann, von dem heute die Rede sein soll.

Jakob Kuttner stammte aus einer orthodoxen jüdischen Familie in W a r s c h a u . Sein Vater hatte sechs Söhne, die streng in den Wegen des Glaubens erzogen wurden. Sie durften mit der überwiegend katholischen Nachbarschaft keinen Verkehr haben und mussten die Zeit nach dem üblichen Schulunterricht hauptsächlich mit dem Studium der Thora verbringen.

Jakob war gerade zwölf Jahre alt geworden, als er im Schaufenster einer Missionsgesellschaft ein Riesenexemplar der Bibel entdeckte, in der das 53. Kapitel des Propheten Jesaja aufgeschlagen war. Ein Mitarbeiter der Mission, der das Interesse des Jungen bemerkte, gab ihm ein Exemplar des Matthäus-Evangeliums. Der Junge nahm es mit nach Hause und las es heimlich mit großem Eifer. Dabei fesselten ihn besonders die Verse 36 – 39 im 10. Kapitel.

Es dauerte nicht lange, bis die Eltern das Geheimnis entdeckten. Nun begann für den Jungen eine Zeit echten Martyriums, die sich dreieinhalb Jahre hinzog. Er wurde geschlagen, unter fadenscheinigen Verdächtigungen der Polizei übergeben, verstoßen und wieder zurückgeholt.

Nichts vermochte den Jungen von der einmal entdeckten Liebe zu seinem Messias abzubringen. Schließlich wurde der noch nicht Sechzehnjährige endgültig ausgestoßen und nach Südamerika geschickt.

Als er in Buenos Aires mittellos ankam, bemächtigte sich seiner eine nur allzu gut verständliche Verzagtheit. Er hatte keine Freunde, kannte die Sprache nicht und wusste nicht, wohin er sich wenden sollte. Er suchte Arbeit, fand auch da und dort einmal gelegentliche Beschäftigung, wagte aber nicht, an eine der vielen jüdischen Hilfsstellen heranzutreten, weil er genau wusste, dass er seinen Glauben an den Messias nicht geheim halten konnte und jede Erwähnung zu neuen Verfolgungen führen würde.

Dass es in einem überwiegend katholischen Land auch protestantische Organisationen geben könnte, wusste er nicht. So sank er immer tiefer in ein Elendsdasein und entschloss sich in einem Anfall tiefer Verzweiflung zum Selbstmord.

Er besorgte sich einen Revolver. Als er aber die Waffe auf sich richten wollte, sah er im Geist ein Bild des Gekreuzigten, wie er es einst in seiner polnischen Heimat gesehen hatte. Jenes Bild trug die Inschrift: „Das tat ich für dich, was willst du für mich tun?“ Er legte den Revolver beiseite und nahm erneut den Kampf ums Dasein auf.

Langsam besserte sich seine Lage, besonders als er nach ein paar Jahren die argentinische Staatsbürgerschaft erhielt und in den Dienst der Polizei in Buenos Aires eintrat. Noch immer fehlte ihm jede Gemeinschaft mit anderen Christen.

Da begegnete ihm eines Tages auf seinem Dienstgang ein Mann mit einer eigenartigen Fahne. Das Tragen von Fahnen war anderen als den staatlichen Organisationen und dem Militär verboten. Jakob Kuttner musste den Mann verhaften. Als er ihn auf der Polizeistation ins Verhör nahm, stellte es sich heraus, dass der Fahnenträger ein Kapitän der Heilsarmee war.

Nun folgte ein langes Gespräch, in welchem der verhaftete Kapitän seinem Polizisten die Größe und Herrlichkeit seines Dienstes schilderte, und bald waren die Rollen vertauscht: Der Polizist wurde zum Gefangenen. Es dauerte nicht lange, da trug auch er die Uniform und verpflichtete sich zum Dienst für seinen Heiland.

Noch einmal musste der junge Soldat die ganze Verlassenheit des Judenchristen kennenlernen. Seine Mutter sehnte sich nach einer Aussöhnung und bat ihn, sie doch noch einmal wiederzusehen. Jakob Kuttner fuhr nach Europa und traf die alte Dame in B e r l i n , wohin sie ihm von Warschau entgegen gereist war. Kaum waren die ersten Begrüßungsworte vorüber, kam die entscheidende Frage von den Lippen der Mutter: „Bist du immer noch ein Christ?“ Jakob bejahte mit Freuden und tiefer Überzeugung, und keine Klagen und Bitten der Mutter konnten ihn erweichen. Die alte Dame kehrte unverrichteter Dinge nach Warschau zurück. Jakob aber schloss sich der Heilsarmee in Berlin an, trat im Jahr 1909 in die dortige Kadettenschule und wurde bald darauf Offizier. Zwölf Jahre leistete er in Berlin wertvolle Arbeit, dann wurde er im Blick auf seine Kenntnisse der südamerikanischen Verhältnisse und wegen seiner außerordentlichen Sprachbegabung nach C h i l e versetzt.

Abgesehen von einer kurzen Dienstzeit in Peru, wirkte Jakob Kuttner siebzehn Jahre lang in Südchile. Oft war er tagelang mit dem Boot unterwegs, dann wieder musste er weite Strecken auf dem Rücken eines Pferdes zurücklegen. Aber wohin ihn auch sein Dienst verschlug, er fand überall offene Herzen und immer neue Freunde. Zum Schluss hatte er es bis zum Brigadier gebracht und galt als eine der führenden Persönlichkeiten in Südamerika. Als er am 30. September 1949 in Buenos Aires die Augen schloss, trauerte die Christenheit Südamerikas um einen ihrer markantesten Führer: Der jüdische Junge aus Warschau hatte sein Leben im Dienste Jesu verbracht und es niemals bedauert, dass er seinem Messias die Treue gehalten hatte.

- Aus der Zeitschrift »Der Zeuge« (12/1953) -

* * * * *

PROF. P. S. CASSEL

(1821-1893)

Am 21. Februar 1821 wurde dem jüdischen Bildhauer Cassel in Groß-Glogau (Schlesien) ein Sohn geboren, der den Namen Selig erhielt. Von seiner Jugend wissen wir wenig. Er besuchte das Gymnasium in Schweidnitz, von dessen Lehrern er später dankbar gesprochen hat. Auf der Universität Berlin trieb er zunächst philosophische und rabbinische Studien, wandte sich dann aber mehr der Geschichte und Literatur zu. Eine Frucht dieser Studien waren die 1848 erschienenen »*Magyarischen Altertümer*« und eine 1849 veröffentlichte »*Jüdische Geschichte*«.

Schon jetzt machten sich bei ihm christliche Einflüsse geltend. Besonders konnte er sich dem Einfluss der Vorlesungen des Professors der Geschichte Ranke nicht entziehen. Gegen die revolutionäre Bewegung jener Tage empfand er eine tiefe Abneigung. Das führte ihn zur politischen Schriftstellerei. Die königstreuen Kreise wurden auf ihn aufmerksam. Er kam zunächst an die »*Konstitutionelle Zeitung*« nach Berlin und von da nach Erfurt, wo er die dortige Zeitung bis 1856 leitete.

Die Angriffe von liberaler Seite auf das Christentum veranlassten ihn, das Neue Testament genauer zu lesen, um Klarheit zu gewinnen. In seinen Zeitungsartikeln stellte er sich stets entschieden auf die christliche Seite – viele Leser hielten den Verfasser für einen Pfarrer! Er verkehrte häufig in christlichen Kreisen und erkannte immer deutlicher, dass die Wahrheit bei Christus zu suchen sei.

So ließ er sich am 28. Mai 1855 in Büßleben bei Erfurt taufen und bekam die Namen Paulus Stephanus. Er wollte damit bekennen, dass er so lange wie Saulus ein Verfolger Jesu gewesen, jetzt aber ein Zeuge werden wollte, der auch für seinen Herrn den Tod erleiden würde. So feierte er später jedes Jahr seinen Tauftag und nannte ihn seinen zweiten Geburtstag. Auch die Juden zweifelten nicht an der Lauterkeit seiner Motive zum Übertritt. Äußere Vorteile hatte ihm sein Glaubenswechsel nicht eingebracht. Als Jude wäre er eher zu günstigeren Stellungen gelangt.

Zwei Jahre lang blieb er noch in Erfurt, aber nicht mehr als Zeitungs-Redakteur, sondern als Bibliothekar und Sekretär der

dortigen Akademie. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen fand an dem geistreichen, belesenen Mann und seiner konservativen Gesinnung Gefallen und verlieh ihm den Professoren-Titel. Später, nachdem er theologische Prüfungen abgelegt hatte, bekam er von der Universität Erlangen den Grad eines Lizentiaten der Theologie und endlich von Wien den eines Doktor der Theologie.

Seine geschickte Feder veranlasste den preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel, ihn 1859 wieder nach Berlin zu berufen und ihm dort die Schriftleitung des Blattes »Die deutsche Reform« zu übertragen. Aber die Änderung der politischen Lage Preußens beendete bald diese Tätigkeit. So hielt er bald öffentliche Vorträge in ganz Deutschland und darüber hinaus. Hier lag seine ganz besondere Stärke; denn sein glänzendes Gedächtnis, sein umfangreiches Wissen und seine geistreiche Behandlung des Stoffes fesselten seine Zuhörer in besonderer Weise. Er kündigte seine Vorträge oft unter seltsamen Themen an und versuchte dann, seine Zuhörer von den entlegensten Gebieten her zu Christus als dem Mittelpunkt alles Lebens zu führen. Durch diese Vorträge hat er starken Einfluss ausgeübt und vielen Juden und Christen Anstoß zu gründlichem Forschen gegeben, wodurch sie schließlich zur Erkenntnis Jesu kamen.

Als Mitglied des preußischen Abgeordneten-Hauses schloss er sich der konservativen Partei an. Er trat hier für eine bessere Beamten-Besoldung ein, um den Beamten auch Möglichkeiten zur geistigen Fortbildung zu verschaffen. Den christlichen Kultus-Minister v. Mühler verteidigte er sehr energisch. Aber Prof. Cassels geistreiche Art eignete sich besser für den Vortragssaal als für das Parlament. So zog er sich bald wieder aus der politischen Wirksamkeit zurück.

Da bat ihn die Londoner Judenmission, die Leitung ihrer Berliner Station zu übernehmen. Als Prediger der Christus-Kirche fand er dann reichlich Gelegenheit, für seinen Herrn zu wirken. Er war ein ungemein fleißiger und eifriger Arbeiter und kannte keine Schonung seiner selbst.

Cassel hielt Bibelstunden, gründete eine Sonntags-Schule, Vereine für verschiedene Zwecke, ein Asyl für Juden, die sich im Christentum unterrichten lassen wollten, und hielt nach wie vor viele Vorträge. Sein Eingreifen in die Antisemitische

Bewegung und seine Broschüren gegen Stöcker entfremdeten ihm allerdings manche Kreise.

Aber nach wie vor hatte er großen Einfluss bei vielen Juden; während seiner Tätigkeit soll er 262 zur Taufe geführt haben, unter ihnen viele Gebildete. Nach wie vor war er literarisch tätig. Neben vielen kleineren Schriften wäre das christliche Wochenblatt »Sunem« zu nennen, in dem er zu allen aktuellen Tagesfragen das Wort ergriff.

In seinen Schriften über die Arbeit der Judenmission verteidigte er seine persönliche Praxis, die er als vorbildlich hinstellte. Als besonders wichtig erschien ihm jedoch, dass die Juden bei allen Ansprachen und missionarischen Bemühungen merkten, dass man sie liebt.

1891 trat der tätige Mann in den Ruhestand. Schon im Jahr darauf starb er. Der Grabrede lag das Wort aus Joh.1,12 zugrunde: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.“

nach dem Buch »Zeugen aus Israel«

- von Dr. Arnold Frank -

* * * * *

PROF. CARL P. CASPARI

(1814-1892)

Wie sein Vater sollte er Kaufmann werden, aber es kam ganz anders. Wer hätte dem am 8. Februar 1814 zu Dessau geborenen Carl Paul voraussagen können, wohin ihn sein Lebensweg führen sollte? Es wehte nämlich eine besondere Luft in der jüdischen Gemeinde zu Dessau. Die Nachwirkungen von Moses Mendelsohn waren deutlich zu spüren. Der Landes-Fürst Franz unterstützte die jüdische Oberschule, die als Franz-Schule einen guten Ruf hatte und darum auch christliche Schüler anzog. Deutsche Predigten wurden in der Dessauer Synagoge gehalten. Das war in der damaligen Zeit eine aufsehenerregende Neuerung. Der Religions-Unterricht der Franz-Schule wurde ganz im Sinne der Aufklärung erteilt.

Neben dem Griechischen und Lateinischen fesselte den Gymnasiasten auch das Hebräische. Darum wandte sich der Zwanzigjährige auf der Universität dem Studium der orientalischen Sprachen zu, besonders des Arabischen und Persischen. Der Geist des Philosophen Kant erfasste den jüdischen Studenten mit besonderer Macht. In sein Arbeitspult schnitzte er die Worte ein: „Du kannst, denn du sollst!“

Während er das Alte Testament gut kannte, blieb ihm das Neue in seinen ersten zwanzig Jahren so gut wie völlig fremd; jedenfalls hatte er kein Wort darin gelesen. Bei einem abendlichen Synagogen-Gottesdienst bekam er einen starken Eindruck davon, wie schön es sei, wenn ein Mensch sein ganzes Leben der Erfüllung des Gesetzes widmen wollte!

Einige christliche Studenten der Universität Leipzig versuchten, ihre jüdischen Kollegen auf die Wahrheit des Evangeliums hinzuweisen. So sprach der später so berühmte Franz Delitzsch mit ihm über die Unfähigkeit des Menschen zum Guten und über die menschliche Ungerechtigkeit, die immer wieder durchbricht. Aber das wollte der jüdische Student der orientalischen Sprachen zunächst noch gar nicht hören. Da zeigte ihm ein anderer Student jenen Abschnitt in der Apostelgeschichte, der die Verfolgung des Apostel Paulus durch die Juden schildert. Die sachliche Darstellung machte einen großen Eindruck auf Caspari und er las die vier Evangelien. Besonders das Johannes-Evangelium hatte es ihm angetan. Da erwachte in ihm der Gedanke, dass auch für ihn Hilfe bei Jesus zu finden sei. Später schrieb er über diese Stunden: „Ich kam zu Jesus als zu meinem einzigen Heiland, wie man zu Jesu Erdentagen bei ihm Zuflucht suchte.“

Immer sicherer wurde er als gründlicher Kenner der Bücher des Alten Bundes, dass alle messianischen Weissagungen der Propheten in Jesus von Nazareth erfüllt seien. So ließ er sich im christlichen Glauben bei dem Pfarrer Wolff an der Leipziger Peterskirche unterrichten und wurde zu Pfingsten 1838 in Großstädtel von Pfarrer Zehne getauft. Neun Jahre zuvor hatte dieser schon Prof. Philippi getauft (S.101).

Es war fast unvermeidbar, dass der gründliche Kenner orientalischer Sprachen sich der Auslegung alttestamentlicher Schriften zuwandte. Neben vielen andern Büchern stammen aus

dieser Zeit von ihm ein Kommentar zum Propheten Obadja und eine arabische Grammatik.

Die Universität Königsberg berief ihn schon bald als Professor, aber Caspari lehnte ab. Er wollte nur an einer lutherischen Hochschule lehren und sich nicht für die preußische Unierte Kirche verpflichten lassen. Drei Jahre lang schlug er sich mit Privatunterricht, Korrektur-Lesen und anderen mühseligen Arbeiten recht kümmerlich durch, weil er seinem Gewissen gehorchen wollte.

Da kam völlig unerwartet im Jahr 1847 der Ruf der norwegischen Universität Christiania. Anfangs schien es ihm ein wenig abenteuerlich, sich in ein wildfremdes Land mit einer unbekanntenen Sprache zu begeben. Aber er begann sofort mit den Sprachstudien und konnte nach einem halben Jahr schon mit den ersten Vorlesungen beginnen.

Norwegen wurde dem deutschen Judenchristen zur zweiten Heimat. Dort lebte er 44 Jahre. Mehrmals wurde er wieder von deutschen Universitäten gerufen, aber er blieb im Norden. Als Professor des Alten Testaments hielt er Vorlesungen über viele alttestamentliche Schriften, aber auch über das Evangelium des Matthäus und den Hebräerbrief. Unter seiner Leitung wurde *die Bibel neu ins Norwegische übersetzt*. Prof. Caspari hielt allgemeinverständliche Vorträge für einen großen Kreis von Zuhörern über biblische Themen.

Sehr gründlich befasste er sich mit der *Geschichte des christlichen Glaubens-Bekenntnisses* in seinen drei uns bekannten Artikeln („Ich glaube an Gott...“ u.s.w.). Entgegen manchen falschen Meinungen seiner Zeit erkannte der Gelehrte, dass dieses Bekenntnis wohl auf die Zeit der Apostel zurückgeht, aber nicht aus dem Mund des Herrn Jesus oder der Apostel stammt. Die uns vorliegende Form des Bekenntnisses entstand aber zur Zeit der Urgemeinde. *Prof. Caspari wies nach, dass die Heilige Schrift allein immer das Maß und die Grundlage der Kirche Jesu Christi gewesen ist und bleiben muss, an der jegliche Lehre zu messen ist*. Auch wenn das uns so vertraute Glaubens-Bekenntnis mit seinen drei Artikeln kein unmittelbares Wort Jesu ist, so stellt es doch den christlichen Glauben dar. Wer diesem Bekenntnis nicht zustimmt, darf sich nach Casparis Meinung nicht als Christ bezeichnen.

Der Professor der Universität Christiania war ein gründlicher und fleißiger Arbeiter. Gewöhnlich begann er mit seinen Studien schon morgens um 6⁰⁰ Uhr oder gar noch früher; denn neben der Arbeit an der Universität arbeitete er noch für die *norwegische Bibelgesellschaft* und hatte die *Leitung der norwegischen Judenmission*.

Für seine Forschungen erntete er viel Dank und Anerkennung. Die Universität Erlangen verlieh ihm den Titel eines Doktors der Theologie. Viele gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied, sogar schwedische und norwegische Orden wurden ihm verliehen. Aber er blieb seinem jüdischen Volk in treuer Liebe verbunden und *erhob seine Stimme für die Judenmission, wo er nur konnte*.

Der kleine Mann hatte ein liebenswürdiges Wesen und einen Sinn für Humor, obwohl er sehr ernsthaft und gewissenhaft war. Er war nur selten krank. Aber vor Weihnachten 1891 befiel ihn eine schwere Grippe, die seinen gesunden Körper zusehends schwächte. Auf seinem langen Krankenlager tröstete er sich mit dem Wort Jesu: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“

Als er am 11. April 1892 starb, war er „Lehrer von ganz Skandinavien“ (Prof. Bang). In der Gnade Jesu wollte er leben und sterben.

Kurz vor seinem Tod hielt er in einem studentischen Missionskreis einen Vortrag über *Judenmission, die er als unbedingt notwendig darstellte*. Als Träger der Arbeit hielt er unter den damaligen Umständen nur freie Vereinigungen gläubiger Christen für geeignet. Von Streitgesprächen mit Juden riet Prof. Caspari ab – es sei viel wichtiger und besser, den Weg der Seligkeit deutlich zu verkündigen. Die gewonnenen Judenchristen sollten nach seiner Meinung möglichst in den einzelnen Kreisen bleiben, um dort als Sauerteig zu wirken.

Der Sohn des jüdischen Kaufmannes Josef Caspari aus Dessau war also nicht Kaufmann geworden, wie es der Vater ursprünglich beabsichtigt hatte. Aber er hat die köstliche Perle gefunden und in großem Segen gewirkt.

- Heute trägt die bibl. Ausbildungsstätte in Jerusalem, »Caspari-Center«, seinen Namen -

JOSEPH RABINOWITZ

(1837-1899)

Geboren im Jahr 1837 in Besina (Bessarabien), bekam er seine Erziehung und Ausbildung in Kischenew. Dort wirkte er zunächst als Lehrer und später als Rechtsanwalt. Er war nicht nur in seinem Beruf tüchtig, sondern als frommer Jude und Wohltäter seines Volkes, gründete er Schulen und andere Anstalten, und erwarb sich Achtung und Vertrauen seiner Volksgenossen.

Während der Judenverfolgung in Russland 1882 richtete er seinen Blick nach Palästina und meinte, das jüdische Volk solle wieder die Heimat der Väter aufsuchen. Um die Verhältnisse des heiligen Landes kennen zu lernen, entschloss er sich dorthin zu reisen. Er nahm mehrere Bücher mit, darunter auch das Neue Testament, das ihm als eine zuverlässige Beschreibung der geschichtlichen Orte des Landes empfohlen wurde.

In Palästina las er im Neuen Testament. Eines Tages bestieg er den Ölberg. Er setzte sich und betrachtete das zu seinen Füßen liegende Jerusalem. Da wurde er nachdenklich: „Warum ist die Stadt Davids seit so vielen Jahrhunderten öde, warum ist mein Volk seit so langer Zeit zerstreut, warum diese oft wiederholten Verfolgungen?“

Als er sich mit diesen Fragen beschäftigte, blickte er nach dem Hügel Golgatha, wo Jesus einst gekreuzigt worden war. Da dachte er an die Worte des Propheten Jesaja (Kap.53): „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.“ Er erinnerte sich in diesem Augenblick an die Schilderung des Neuen Testaments von Jesu Leiden und ihm wurde plötzlich klar, dass Jesus der verheißene Messias ist, der für sein Volk litt und starb: „Jetzt sehe ich die Antwort auf meine Fragen. Wir haben den Messias verworfen, daher ist unser jüdisches Volk zerstreut, daher werden wir verfolgt und sind so friedlos.“ Er erkannte Jesus Christus als seinen Erlöser und König. Nun öffnete er das Neue Testament, das ihm ein rechter Führer geworden war, und las im Johannes-Evangelium (Kap. 15) die Worte Jesu: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben... ohne mich könnt ihr nichts tun.“

Beim Lesen dieses Kapitels meinte Rabinowitz dann: „Jetzt ist es mir klar, dass uns unsere jüdischen Millionäre nicht helfen können, dass unsere Gelehrten und Politiker mit ihrer Weisheit nichts für uns tun können, dass unsere Kolonien in Palästina nichts nützen können; unsere einzige Hoffnung ist unser Bruder Jesus, den wir gekreuzigt haben, den aber Gott auferweckt und zu seiner Rechten gesetzt hat.“

Von Jerusalem kam Rabinowitz nach Kischenew mit der Losung zurück: „Der Schlüssel des heiligen Landes liegt in den Händen unseres Bruders Jesus. Seine Worte sollen in unserem Herzen Wurzeln schlagen und eine Frucht der Gerechtigkeit und des Heils bringen.“

Trotz der Schmähungen von Seiten seiner früheren Freunde – besonders nach seiner Taufe – predigte er mit Freude und Kraft den gekreuzigten und auferstandenen Messias.

Allmählich legte sich die Feindschaft gegen ihn; neben seinen Verwandten fingen auch andere Juden an, seine Worte zu beachten und im Neuen Testament zu forschen. So erkannten nicht wenige Juden in Kischenew und Umgebung, dass Jesus der verheißene Messias ist.

Freunde Israels, besonders in Schottland, interessierten sich für Rabinowitz und seine Arbeit. Diese schottischen Freunde bauten ihm in Kischinew eine große Halle für gottesdienstliche Zwecke. Dort predigte er zu einer zahlreichen Versammlung in hebräischer Sprache.

Rabinowitz war ein ernster und begabter Redner, der es liebte und verstand, seine Zuhörer durch sinnreiche Gleichnisse zu fesseln und von der Wahrheit zu überzeugen. So sagte er einmal:

„Ein paar törichte Leute, die in einem vierrädrigen Wagen fahren, verloren ein Rad. Als sie bemerkten, dass der Wagen sich nur schwerfällig bewegte, entdeckten sie, dass ein Rad fehlte. Einer von ihnen sprang herab und lief voraus, um das fehlende Rad zu suchen. Zu allen, denen er begegnete, sagte er: ‘Wir haben ein Rad verloren; habt ihr ein Rad gefunden?’ Endlich meinte ein kluger Mann: ‘Du suchst in falscher Richtung; statt vor dem Wagen solltest du hinter dem Wagen nach deinem Rad suchen!’ – Das ist genau der gleiche Irrtum, in

dem die Juden seit Jahrhunderten stecken. Sie haben vergessen, dass sie – um recht nach vorn blicken zu können, zuerst nach hinten sehen müssen. Man kann sagen, dass die vier Räder der hebräischen Geschichte Abraham, Mose, David und Jesus sind. Da nun die Juden nach vorn statt nach hinten geschaut haben, so ist es ihnen nicht gelungen, ihr viertes Rad zu finden. Gott aber sei Dank, dass die Söhne des Neuen Bundes (Jer.31,31) das allerwichtigste Rad, Jesus gefunden haben. Abraham, Mose und David sind nur schöne Beispiele für Jesus. Gott sei Dank, wir haben unseren Bruder Jesus gefunden, unser Alles, »welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung« (1.Kor.1,30). Bei ihm allein haben wir göttliches Licht, Leben, Freiheit und Liebe für das große »Hier« und das größere »Droben« gefunden. Jetzt blicken wir mit leuchtenden Augen und jubelndem Herzen dem Glanz seiner Erscheinung entgegen.“

Durch Wort und Wandel von Joseph Rabinowitz kamen in Kischenew viele Israeliten zu Jesus. Aber sein Einfluss und seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht nur auf diese Stadt. Durch seine gedruckten Predigten und andere Schriften, die weit und breit in Russland verbreitet wurden, sind viele auf das Neue Testament und auf Jesus hingewiesen worden. Sein unermüdlicher Eifer zehrte seine Körperkraft auf. Nach kurzer Krankheit entschlief er sanft im Mai 1899.

- Aus dem Buch »ZEUGEN AUS ISRAEL«, von Dr. Arnold Frank -

Nachtrag: Rabinowitz hielt auch als Christ noch an manchem jüdischen Brauch fest. Es entstand damals unter seiner Leitung eine »Gemeinschaft von Israeliten des Neuen Bundes«, deren Auswirkung man bis nach Ungarn und Sibirien feststellen konnte. Es schien wirklich eine von den andern christlichen Kirchen unabhängige »Judenchristliche Gemeinde« zu entstehen. Aber nach dem Tod des Gründers löste sich die Bewegung bald auf. Es erging ihr genau so wie mancher späteren »Judenchristlichen Gemeinde« (Lucky, Levertoff und andere hatten ähnliche Gedanken). Alle diese Gründer hatten Eph.2,14 und Gal.3,28 zu wenig beachtet. Das besagt natürlich nichts gegen die überragende Persönlichkeit und den Charakter von Rabinowitz, der ein glühender Zeuge seines Messias war.

FRIEDRICH ADOLF PHILIPPI

(1809-1882)

F. A. Philippi ist 1809 in Berlin als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Bankiers geboren. Das elterliche Haus hielt noch an den alten Bräuchen fest, lebte aber ganz im Geist der Aufklärung. Der Junge wurde deshalb in die christliche Schule des geachteten Dr. Markgraf geschickt. Dort nahm er sogar am Religionsunterricht teil. So hörte er, dass Jesus der Sohn und das Lamm Gottes sei, das der Welt Sünde trägt.

Als er das daheim erzählte, wurde es lebhaft bestritten. Die Frage nach Jesus folgte dem Jungen aber bis in seine Spiele.

Die preussische Erhebung, die Freiheitskriege und die 300-Jahr-Feier der Reformation im Jahr 1817 machten auf ihn einen tiefen Eindruck, während der jüdische Religionsunterricht (den er mit 12 Jahren empfing) und der Gottesdienst in der Synagoge ihn kalt ließen. Auf dem Joachimsthaler Gymnasium vertiefte sich der christliche Einfluss noch mehr, besonders nachdem er mit seinem Vetter Jacobi zusammenkam, der zum Glauben an Christus gekommen war.

Erst fühlte er eine Abneigung gegen Jacobi. Im Elternhaus hatte man ihm gesagt, dass sich Juden nur aus äußeren Gründen taufen ließen. Darum erklärte er dem Vetter in seiner ersten Unterredung: „Du hast das doch nur getan, um im Beruf vorwärts zu kommen.“ Aber diesen Vorwurf wies Jacobi ernst zurück und veranlasste den jungen Gymnasiasten, nun selbst im Neuen Testament zu lesen.

Etwa zur gleichen Zeit gab ihm einer seiner Mitschüler ein damals viel gelesenes Buch »DIE GLOCKENTÖNE«, von Oberhofprediger Strauß. Der verkündigte den alten Glauben an den Sünderheiland mit solcher Macht, dass Alte und Junge sich vom damals herrschenden Vernunftsglauben abwandten und ihr Heil wieder in der Gnade Jesu suchten. Auch der Gymnasiast Philippi hörte nun regelmäßig die Predigten von Strauß und bat ihn schließlich um Aufnahme in die christliche Kirche.

Der erfahrene Prediger fürchtete aber, der Wunsch komme aus der Erregung des Augenblicks. Zudem durfte der Übertritt nicht ohne Wissen der Eltern geschehen. So bekam der

fünfzehnjährige Schüler die Gelegenheit, sich die Sache reiflich zu überlegen. Er war sehr traurig auf dem Heimweg; denn er wusste, dass die Eltern ihn sicher enterben würden, wenn er Christ werden wollte. Zu diesem Opfer fühlte er sich noch nicht stark genug. Die nächsten Jahre wurden vom Suchen und Fragen ausgefüllt.

Als er achtzehn war, bezog er die Universität, studierte Philologie und wurde 1830 Doktor der Philosophie. Als Student hörte er auch theologische Vorlesungen, vor allem den Kirchengeschichtler Neander, der als Jude jetzt einer der begeisterten Bekenner Jesu war. Der reine und saubere Glaube, der ihm hier entgegentrat, wurde nun zu einem neuen Antrieb, der Stimme der Wahrheit zu gehorchen. Neander führte den Studenten in die Briefe des Apostels Paulus ein; da erkannte er, dass das Kreuz, den Juden ein Ärgernis, in Wirklichkeit eine Gotteskraft ist.

Das ging ihm nun dauernd nach – und schließlich stand er wieder vor dem verehrten Prediger Strauß und erbat den Taufunterricht. Jetzt wurde er nicht wieder abgewiesen. Philippi durfte nun zum ersten Mal Jesu Einladung hören: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Das Wort grub sich tief in sein Herz ein. Er sah die geöffneten Arme Jesu vor sich, aber er konnte sich noch nicht entschließen das Opfer zu bringen, das für ihn mit der Taufe verbunden war.

Darum verließ er Berlin und ging nach Leipzig, wo er die Professoren Lindner und Hahn hörte. Bei beiden fand er freundliche Aufnahme, auch bei Pfarrer Zehne (S.94) in Großstädtel war er ein gern gesehener Gast. So erlebte er den “Morgen einer herrlichen Zeit“; das Licht Jesu ging ihm in vollem Glanz auf. Am 2. Weihnachtsfeiertag 1829 wurde er getauft. Sein Glaubensbekenntnis hieß: „Wir haben den gefunden, von welchem Mose im Gesetz und die Propheten geschrieben haben“ (Joh. 1,45).

Schon lange hatten die Eltern befürchtet, dass ihr Sohn Christ werden wollte. Als sie nun von seiner Taufe hörten, wurde er, wie er selbst schreibt, “herausgeschnitten aus dem Kreis der Liebsten nach dem Fleisch.“ Zwar verließen sie ihn nicht und enterbten ihn auch nicht, wie sie gedroht hatten, aber aus ihrer Gemeinschaft war er ausgeschlossen. Jahrelang musste er in Berlin in einem Hinterhaus wohnen, ehe er wieder ins

Elternhaus zurückkehren durfte. Vater und Mutter blieben ihm fremd. Allerdings folgten ihm später einige Verwandte, besonders seine Cousine und deren Freundinnen. Eine von ihnen, Janette Pincson, heiratete er später.

Nach seinem Studium wurde Philippi zunächst Lehrer an zwei Gymnasien, bis ihn der berühmte Prof. Hengstenberg aufforderte, sich ganz der Theologie zu widmen, um dann an der Universität Pfarrer auszubilden. Er folgte diesem Rat. Wie er selbst zu rechter Erkenntnis der evangelischen Lehre gelangt war, so lag es ihm nun am Herzen, den Studenten e i n e s klar zu machen: »Christus ist des Gesetzes Ende; wer an ihn glaubt, ist gerecht!« Das stellte er immer wieder scharf heraus in Worten und in seinen Schriften. Nach kurzer Tätigkeit in Berlin wurde er Professor in Dorpat und Rostock. In Dorpat übten seine Vorlesungen einen nachhaltigen Eindruck auf die Studenten aus. Auch in Mecklenburg half er manchen zum Durchbruch des Glauben an den Sünderheiland Jesus Christus und damit zum Sieg über den Vernunfts-Glauben. *Sein Buch über die Glaubenslehre* schuf eine tiefe Würdigung des Glaubens der lutherischen Kirche und fand größte Anerkennung in Nord-Europa.

Jahrelang hatte Prof. Philippi mit einem Herzleiden zu kämpfen, das 1882 in beängstigender Weise zunahm. Sein Krankenlager wurde ihm zu einer Prüfung und Läuterung, in der sich sein Glaube bewährte. Immer wieder betete er: „Christus, du Lamm Gottes, der du die Sünden der Welt trägst, erbarme dich meiner!“ Kurz vor seinem Ende bekannte er: „Ich werde zum Himmel eingehen, denn ich habe mich nie auf den Lappen meiner eigenen Gerechtigkeit verlassen, sondern nur auf das Verdienst meines Heilands. Ich habe Jesus bekannt im Leben und werde ihn auch im Sterben bekennen. Das soll mein Testament sein: Vor Gott gilt nichts, als einzig und allein die Gerechtigkeit Jesu Christi.“

Am 29. August 1882 kämpfte er seinen Todeskampf. Er betete viel. Immer wieder rief er aus: „Erbarme dich, du Sohn Gottes, erbarme dich!“ Darauf blickte er nach oben und sprach: „Wie schön, wie schön!“ sagte noch einmal: „Erbarme dich!“ dann war er eingeschlafen und in den Frieden seines Heilands eingegangen.

- Nach dem Buch »ZEUGEN AUS ISRAEL«, von Dr. Arnold Frank -

ELSE LESZYNSKI

„Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“ Diese Worte des Psalmdichters waren oft in meinen Gedanken, während ich Gott von ganzem Herzen suchte aber nicht fand, weil niemand mir den Weg zeigte.

Ich wurde in Berlin in einem jüdischen Haus geboren. Obwohl meine Großeltern orthodoxe Juden waren, haben doch meine Eltern nie die strikten jüdischen Gesetze gehalten. Zu Hause feierten wir nicht nur die jüdischen Festtage, sondern auch Weihnachten, ohne die besondere Bedeutung davon zu verstehen.

Während meiner Kindheit und Schulzeit hatte ich keinen Umgang mit Christen. Meine Freunde waren jüdisch. Es hat niemand mit mir über den Herrn Jesus gesprochen, darum wusste ich nicht, wer er ist. Ich hörte Juden sagen: „Er sei unser größter Feind.“ Weil ich es nicht besser wusste, glaubte ich es.

Nach meiner Schulzeit ging ich in eine kaufmännische Lehre. Unsere Vorgesetzte war eine getaufte Jüdin. Ich verachtete sie, denn ich dachte, dass sie sich wegen materieller Vorteile hatte taufen lassen..

Später machte ich noch die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester. Während der Zeit im Krankenhaus traf ich zum ersten Mal einen Menschen, der über seinen Glauben an den Herrn Jesus sprach. Es war die Oberschwester des Hospitals. Erst habe ich über ihren Glauben gespottet: „Wie töricht! Wie kann eine intelligente Person an Christus glauben? Er existiert ja gar nicht!“

Trotzdem begann ihr Leben mich zu beeindrucken. Ich sah, dass sie etwas besaß, was ich nicht hatte: Innere Stärke und Tragkraft. Genau danach sehnte ich mich. Sie erklärte mir in diesem Zusammenhang ihren Glauben an Jesus. Ich wunderte mich und dachte: „Dann lebt er tatsächlich, sonst könnte er das nicht bewirken!“ Wir wurden Freundinnen. Ich beobachtete sie, um herauszufinden, ob sie immer und unter allen Umständen dieselbe sei, doch konnte ich nie entdecken, dass sie versagte. So begann ich, die Gläubigen zu beneiden, weil ihnen Christus

gehörte. Vorher hatte ich nie wahre Christen von Namens-Christen unterschieden. Jetzt nahm ich an, dass alle Christen Besitz ergriffen hatten von dem, was Christus ihnen anbot.

Hätte nur irgendeiner mir gesagt, dass auch ich kommen könnte, dass ich nur mein Herz öffnen müsste, um den Heiland einzulassen, so hätte ich all meinen Besitz für diese Information gegeben. Aber niemand sagte es mir. Meine Freundin dachte, dass ich nie diesen Schritt tun würde und dass es darum für mich besser wäre, nichts über den Weg der Seligkeit zu wissen.

Nach meiner Ausbildung ging meine Freundin in die Schweiz. Ich bekam eine Anstellung im jüdischen Fürsorgeheim in Westdeutschland. Dort arbeitete ich zusammen mit einem begabten, liberalen Rabbiner. In seinem Haus war ich wie eines seiner Kinder. Wenn er am Freitagabend nach jüdischem Brauch seine Familie segnete, war ich mit einbezogen.

Als Fürsorgerin hatte ich ausschließlich mit Juden zu tun. Die meisten von ihnen waren aus Osteuropa gekommen. Pogrome hatten sie aus ihren Häusern vertrieben. Einige fanden es schwer, eine neue Existenz aufzubauen. Diese Juden waren orthodox und hatten ihre Synagoge mit eigenem Rabbiner. Ihr streng orthodoxes Leben beeindruckte mich. Dadurch erwachte bei mir erneut das Verlangen nach Gott.

Weil ich, wie ich dachte, Jesus nicht haben konnte, wollte ich Gott finden. Als Jüdin war mir bewusst, dass ich Ihm nur gefallen konnte, wenn ich das Gesetz erfüllte, also die 613 Gebote. Doch ganz bald merkte ich, dass das Halten des Gesetzes mir nicht den Frieden und die Freude schenkte, die Jesus den Christen gab.

1933 kam Hitler in Deutschland an die Macht. Als Sozialarbeiterin für jüdische Menschen stand ich jetzt mitten in den schrecklichen Leiden meines Volkes. Ich umfasste es mit ganz neuer Liebe und war stolz, eine von ihnen zu sein und mit ihnen zu leiden. Ich wollte niemand anders sein, als eine Jüdin. Meine Zukunftspläne waren klar: Palästina! Dort wollte ich helfen das Land wieder aufzubauen. Das war m e i n Plan. Gott aber hatte etwas anderes für mich.

Meine Freundin lud mich ein, bei ihr Ferien zu machen. An einem Abend nahm sie mich mit zu einer Versammlung der

„Gruppen-Bewegung“. Nur wenige Personen waren gekommen. Einige von ihnen waren wohlbekannte Professoren. Zeugnisse wurden gegeben und es wurde gesprochen über die Freude und den Frieden der Sündenvergebung. Während ich ihnen zuhörte, wurde mir erneut klar, dass nur Jesus und nicht Palästina mein tiefstes Herzensverlangen befriedigen könnte. Doch niemand zeigte mir den Weg.

Bei meiner Rückkehr von den Ferien fand ich, dass die Leiden der Juden unerträglich geworden waren. Meine Freundin schickte mir christliche Literatur, doch ich legte sie beiseite. Ich wollte nichts von Jesus hören. Mein Volk ging durch Leiden. Ich musste ihm mit all meiner Kraft helfen.

Ein Jahr verging. Meine Freundin lud mich wieder ein, die Ferien mit ihr zu verbringen. Dieses Mal nahm sie mich mit zu einer Tagung der Gruppen-Bewegung. Dort hörte ich, dass der Herr Jesus auch mein Heiland werden könne. Ich nahm ihn an und große Freude erfüllte mein Herz.

Nach den Ferien ging ich zurück in meine jüdische Arbeit. Ein schwerer Konflikt war in meinem Innern aufgebrochen. Wie konnte ich sie in ihrer größten Not verlassen? Warum musste mir das geschehen? Warum konnte ich nicht eine Jüdin sein wie alle andern, die nicht an Jesus glaubten? Ich hielt mich für die einzige Jüdin in der ganzen Welt, die an Christus gläubig geworden war.

Ich versuchte, ihn zu vergessen, aber konnte es nicht. Meine christlichen Freunde rieten mir, ihn durch die Taufe zu bekennen; dann würde ich seine Hilfe erfahren. Meine Antwort war: „Ich kann nicht!“

Fast zwei Jahre dauerte der Kampf. Ich sah nur Schwierigkeiten: „Was würden meine Eltern, meine Freunde und die Rabbiner sagen? Ich würde meine Arbeit verlieren, da ich im Dienst der jüdischen Gemeinde stand. Was würde aus meinen Eltern werden, wenn ich sie nicht mehr unterstützten könnte?“ Ich sah nur auf die Schwierigkeiten, die wie Berge vor mir standen und blickte nicht auf Jesus, von dem allein meine Hilfe kommen konnte.

Eines Tages ging ich zum Rabbiner. Ich empfand, dass ich ihn betrogen hatte und erzählte ihm alles über meinen Glauben

an Jesus. Das geschah unter Tränen, mit Furcht und Zittern. Er war sehr freundlich und sagte: „Du bist abgerirrt. Du brauchst nicht an Jesus glauben. Du kannst Gott als Vater haben ohne ihn. Lies Psalm 102 und 103 und du wirst sehn, dass Gott auch unser Vater ist!“

Wie froh war ich! Wenn ich Gott als meinen Vater so nahe bei mir haben könnte, wie die Christen ihn durch Jesus haben, dann könnte ich ja alles besitzen, was ich begehrte, und es wäre nicht nötig, mich von meinen Angehörigen zu trennen!

Am folgenden Tag kam der Rabbiner wie üblich ins Büro. Ich erwartete, dass er mit mir sprechen würde, um mir zu zeigen, wie nahe Gott uns im jüdischen Glauben ist. Tag für Tag wartete ich darauf, dass er mir das erzählen würde. Doch dann wurde mir klar, warum er schwieg: Er hatte nichts zu sagen!

Es kam Weihnachten 1936. Meine Freundin lud mich wieder ein, in die Schweiz zu kommen, und ich nahm mit Freuden die Einladung an. Am Weihnachtstag waren Worte aus der Apostelgeschichte beständig in meinen Gedanken: „Was hindert mich, getauft zu werden?“ Ich sah deutlich: Unglaube hinderte mich und Zweifel, dass Christus die Macht hat, all meine Schwierigkeiten aufzulösen. „Unglaube ist Sünde“, das war mir klar. Am selben Tag gab der Herr Jesus mir Befehl, ihn öffentlich durch die Taufe zu bekennen.

Ich wusste, dass meine Antwort auf seinen Befehl mein ganzes Leben verändern würde. Sein Befehl gab mir die Kraft zum Gehorsam. Einige Tage später, am Neujahrstag 1937, wurde ich in der Schweiz getauft.

Ich schrieb dem Rabbiner, dass ich diesen Schritt getan hätte. Als ich drei Tage später in Berlin war, ging ich wie gewöhnlich ins Büro. Der Rabbi kam und teilte mir mit, dass nun eine solche Kluft zwischen ihm und mir, zwischen dem jüdischen Volk und mir bestehe, die nie überbrückt werden könne. Ich wurde sofort entlassen. Meine Kollegin sagte, sie würde lieber Tag und Nacht arbeiten, statt mich weiter im Büro zu haben.

Von den Tagen kann wirklich gesagt werden; „Die Freude am Herrn war meine Stärke“ (Neh.8,10). Ich wusste nicht, was ich tun sollte, denn ich hatte kein Auskommen. Mir war klar: Ich

muss Deutschland verlassen, denn ich würde nirgends im Land Arbeit finden. Doch war ich voll Vertrauen. Ich vertraute dem Herrn von ganzem Herzen. Mein Teil war es, ihm zu gehorchen, und ich wartete, dass er sein Teil tun würde.

Er hat mich nicht enttäuscht. Der Herr wartete schon lange auf die Entscheidung, dass ich mein Leben vorbehaltlos in seine Hände gebe. Sobald ich das tat, begann er zu wirken.

Vierzehn Tage später bekam ich einen Brief vom Leiter einer Schweizer Bibelschule, von Leuten, die mich nicht kannten und die ich nicht kannte. Sie hatten von mir gehört und der Herr hatte es ihnen ans Herz gelegt, mich in ihre Schule nach Beatenberg kommen zu lassen.

Wie liebevoll hatte der Herr vorgesorgt. Bevor ich getauft wurde, wusste ich so wenig von ihm. Doch dann lernte ich ihn kennen. Ich vertraute ihm und der Kraft seines kostbaren Blutes. Durch den Heiligen Geist merkte ich, dass es für einen Christen möglich ist, ein Überwinderleben zu führen.

Als meine Zeit in der Schweiz beendet war, bereitete mir der Herr einen Platz in England und später führte er mich nach Nord-Irland, wo er mir Arbeit unter meinem eigenen Volk gegeben hat.

Manchmal werde ich gefragt: „Hast du gefunden, was du suchtest?“ Ich habe viel mehr gefunden, nämlich den unausforschlichen Reichtum in Christus, dem Messias, den ich andern mitteilen möchte. Mein Leben hat nun ein neues Ziel. Ich weiß, warum ich lebe; „denn Christus ist mein Leben!“ (Phil.1,21).

- Aus dem Buch »They have found the Messiah«
Church Missions to the Jews – London.-

Herausgeber:
Harald Fölsch

Diese Schrift darf nicht verkauft oder
zu Gewinn bringenden Zwecken benutzt werden.

© Copyright – Alle Rechte vorbehalten.



